



Stenografischer Bericht

– öffentlich –

12. Sitzung der Enquetekommission „Migration und Integration in Hessen“

28. Januar 2011, 9:35 bis 14:40 Uhr

Anwesend

Vorsitzender Abg. Jürgen Banzer (CDU)

ordentliche Mitglieder:

stellvertretende Mitglieder:

CDU

Abg. Alexander Bauer
Abg. Patrick Burghardt
Abg. Ismail Tipi
Abg. Astrid Wallmann

SPD

Abg. Heike Habermann
Abg. Gerhard Merz
Abg. Ernst-Ewald Roth

FDP

Abg. Hans-Christian Mick
Abg. René Rock

BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN

Abg. Mürvet Öztürk
Abg. Kordula Schulz-Asche

DIE LINKE

Abg. Barbara Cárdenas

Sachverständige der Fraktionen

Dr. Stefan Luft
Marc Phillip Nogueira
Prof. Dr. Friedrich Heckmann
Prof. Dr. Frank-Olaf Radtke

Fraktionsassistenten

FraktAss	Pascal Schnitzler	(Fraktion der CDU)
FraktAssin	Lena Kreuzmann	(Fraktion der SPD)
Özgür	Sevim	(Fraktion der FDP)
FraktAssin	Pia Walch	(Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN)
Tamina	Schilling	(Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN)
FraktAssin	Simin Falsafi	(Fraktion DIE LINKE)
Jan	Schalauske	(Fraktion DIE LINKE)

Sachverständige

Dr. Meryam Schouler-Ocak (Charité Berlin)
Dr. Maria Kontos (Universität Frankfurt)
Prof. Dr. Ahmet Toprak (FH Dortmund)
Gerda Weigel-Greilich (Bürgermeisterin, Gießen)
Ingrid Krämer
Ulrike Bargon (agah)
Dr. Jan Hilligardt (Hessischer Landkreistag)
Dirk Rost (Hessischer Landkreistag)
Stephan Gieseler (Hessischer Städtetag)
Dietmar Kolmer (Hessischer Städte- und Gemeindebund)
Berthold Müller (Hessisches Statistisches Landesamt)

Landesregierung

HMdJIE

RiLG Simon Trost
ROR Lamm
VA Dr. Klinker

Landtagskanzlei

RORin Dr. Lindemann

Protokollierung: Sonja Samulowitz, Beate Mennekes

Anhörung zu

Themenblock 9: Familie

- Lebenssituation von Familien und insbesondere Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund
- Bestandsaufnahme der Situation älterer Frauen und Männer mit Migrationshintergrund in Hessen; Prognose zukünftiger Anforderungen

Themenblock 10: Gleichberechtigungsaspekte von Integration/Migration

- Lebenssituation von Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund
- gleichberechtigte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, an Bildung und Arbeit

Fragenkatalog

Themenblock Familie

1. Wie stellt sich die Lebenssituation und Organisation von Familien und insbesondere Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund dar? Inwiefern unterscheidet sich diese von Familien ohne Migrationshintergrund?
2. Wie wirken sich aufenthaltsrechtliche und andere einschlägige rechtliche Regelungen auf die Integration von Familien mit Migrationshintergrund aus?
3. Wie lässt sich die Situation von älteren Frauen und Männern mit Migrationshintergrund in Hessen darstellen, und inwiefern unterscheidet sie sich von Älteren ohne Migrationshintergrund? Welche Anforderungen ergeben sich daraus für die hessische Politik?
4. Welche Maßnahmen sollte die Hessische Landesregierung unternehmen und welche Initiativen und Träger unterstützen, um Familien, insbesondere mit Migrationshintergrund, zu fördern?
5. Welche Auswirkungen haben kulturell und religiös geprägte innerfamiliäre Strukturen auf den Integrationsprozess der Familienmitglieder?

Themenblock Gleichberechtigungsaspekte

1. Wie stellt sich die Lebenssituation von Frauen und Mädchen mit Migrationshintergrund dar? Inwiefern unterscheidet sie sich insbesondere in den Bereichen Bildung, Ausbildung und Arbeitsmarkt von Frauen und Mädchen ohne Migrationshintergrund einerseits und Männern mit Migrationshintergrund andererseits?
2. Welche sozioökonomischen bzw. -kulturellen Ursachen erschweren eine gleichberechtigte Teilhabe von Frauen und Mädchen mit Migrationshintergrund an der Gesellschaft?
3. Wie wirken sich aufenthaltsrechtliche und andere einschlägige rechtliche Regelungen auf die Integration von Frauen und Mädchen mit Migrationshintergrund aus?
4. Welche Maßnahmen sollte das Land Hessen in den Bereichen Familie und Gleichberechtigung ergreifen, und wie kann Geschlechtergerechtigkeit praktisch gefördert werden?
5. Wie wirken sich kulturell und religiös geprägte innerfamiliäre Strukturen auf die Gleichberechtigung von Mädchen und jungen Frauen aus?

Vorsitzender: Guten Morgen, meine sehr geehrte Damen und Herren! Ich begrüße Sie zur zwölften Sitzung unserer Enquetekommission. Insbesondere heiße ich die Sachverständigen willkommen. Ich danke Ihnen, dass Sie sich für uns Zeit genommen haben.

Zunächst einmal müssen wir Einvernehmen über leichte Veränderungen im Ablauf unserer Arbeit herstellen. Da wir heute zwei Themenblöcke behandeln, aber nur fünf Sachverständige eingeladen haben, gehe ich davon aus, dass jeder der Sachverständigen gebeten ist, in seinem Vortrag und in der anschließenden Diskussion zu beiden Punkten Stellung zu nehmen. – Darin sind wir uns einig.

Wegen anderer zeitlicher Verpflichtungen hat Frau Weigel-Greilich gebeten, als Erste vorzutragen. Es folgt Herr Toprak, und dann geht es in der vorgesehenen Reihenfolge weiter. Frau Weigel-Greilich, Sie haben das Wort.

Frau **Weigel-Greilich:** Sehr geehrter Herr Vorsitzender, sehr geehrte Damen und Herren Landtagsabgeordnete, meine Damen und Herren! Sie haben sich mit der Einrichtung dieser Enquetekommission einer ausgesprochen dringlichen Fragestellung zugewandt und dabei ein sehr ambitioniertes Programm mit vielen Facetten erstellt.

Mein Beitrag konzentriert sich auf Punkt 3 Ihres Beschlusses. Unter Punkt 3 heißt es:

Es soll geprüft werden, wie die Integrationskraft von Kindergärten und Schulen gestärkt werden kann.

Genau zu diesem Mosaikstein, zu der Frage, wie die Integrationskraft von Kindergärten gestärkt werden kann, möchte ich etwas vortragen.

Wenn man sich umschaute, sieht man, dass es eine ganze Reihe von Projekten für Kitas gibt: sowohl zur Förderung der Integration als auch zur Sprachförderung allgemein – auch zu der von Kindern aus bildungsfernen Schichten –, z.B. die Projekte „frühstart“ und KISS in Hessen. Wir stellen immer wieder fest, dass einzelne Projekte gut funktionieren. Die Evaluationsergebnisse sind sehr gut.

Dann kommt das Aber. Naturgemäß beziehen sich diese Projekte auf einzelne Einrichtungen oder einzelne Förderbedarfe. Sie werden vom Land, von Stiftungen und von anderen Drittmittelgebern finanziert. Manchmal werden sie von den Kommunen als Solitär weitergeführt; ganz oft aber – eigentlich fast immer – werden sie eingestellt. Das hat unterschiedliche Gründe: Meistens sind es finanzielle, aber es führen oft auch strukturelle Gründe dazu, dass ein Projekt eingestellt wird.

Deshalb haben wir in Gießen gesagt, dass wir eine andere Herangehensweise wünschen. Wir sehen den dringenden Handlungsbedarf, haben aber gleichzeitig nur wenige Ressourcen, um uns ständig mit neuen Projekten zu beschäftigen. Wir wollen unsere Unterstützung auf die Stelle konzentrieren, wo die Stadt den dringendsten Bedarf sieht, nicht aber dort, wo sich zufällig das eine oder andere Projekt andocken kann. Außerdem wollen wir unseren Fokus auf die Menschen richten, die in den Kitas in täglichem Kontakt mit den Eltern und den Kindern stehen.

Deshalb haben wir uns dafür entschieden, zum einen Kindertagesstätten grundsätzlich als Ort für alle Kinder und Familien zu konzipieren und zum anderen die spezielle Kompetenz und das Leistungsvermögen von Kindern mit Migrationshintergrund zu berücksichtigen und Angebote für sie darin zu integrieren: die Implementierung interkultureller Pädagogik in den gesamtstädtischen Prozess „Kitas zu Familienzentren“.

Wie haben wir das in Gießen konkret gemacht? Wir haben 2006 beschlossen, alle Kindertagesstätten zu Familienzentren auszubauen. Damit haben wir den neuen Weg begonnen. Nachdem wir bis dato einzelne Modellvorhaben umgesetzt hatten, haben wir also diese gesamtstädtische Entwicklung initiiert. Besonders daran ist auch, dass diese Weiterentwicklung in enger Partnerschaft mit den freien Trägern von Kitas und mit weiteren Einrichtungen der sozialen Infrastruktur geschieht. In Gießen sind etwa 30 % der Kitas in städtischer Obhut, und 70 % werden von freien Trägern betreut.

Um Ihnen zu veranschaulichen, was es bedeutet, Kitas zu Familienzentren auszubauen, habe ich einen kleinen Film mitgebracht. In diesem Film erzählen diejenigen, die diese Arbeit machen und täglich vor dieser Herausforderung stehen, was wir in Gießen unter einem Familienzentrum verstehen. Es handelt sich um eine für diesen Kreis auf elf Minuten gekürzte Fassung. Der Film wurde von Studierenden des Studiengangs „Bildung und Förderung in der Kindheit“ des Instituts für Erziehungswissenschaft der Justus-Liebig-Universität Gießen gedreht. Die Dozentin ist eine – zurzeit beurlaubte – Beschäftigte der Stadt, die dort in der Trägeraufsicht tätig ist. Auch daran können Sie sehen, dass wir eine sehr enge Vernetzung all derjenigen haben, die sich mit dem Thema beschäftigen.

(Es folgt die Vorführung eines Films.)

Ich hoffe, dass Ihnen dieser Film nähergebracht hat, was wir unter einem Familienzentrum verstehen. Erwähnen möchte ich noch, dass dieser Prozess von Frau Prof. Meier-Gräwe vom Institut für Wirtschaftslehre des Haushalts und Verbrauchsforschung der Jus-

tus-Liebig-Universität wissenschaftlich begleitet wird. Die Begleitforschung wird vom Sozialministerium finanziert und ist – sie wird in vergleichender Betrachtung des Gießener Prozesses und des Fechenheimer Projekts Familienzentrum durchgeführt, das eher ein Leuchtturmprojekt ist – auf zwei Jahre angelegt.

Mit dem Ansatz, den wir hier gewählt haben, legen wir auch den Grundstein für einen neuen Ansatz in der interkulturellen Pädagogik und für deren Implementierung. In den letzten zwei Jahren haben wir die Rahmenbedingungen für eine optimierte interkulturelle Arbeit in den städtischen Kitas weiterentwickelt und schon an den Prozess der Schaffung von Familienzentren angedockt. Dabei sind bereits installierte und gut laufende Projekte wie „frühstart“ eingebunden worden.

Dazu gehört – gemeinsam mit den Erzieherinnen und Erziehern in den Kindertagesstätten – die Fortbildungs- und Qualifizierungsplanung zur Entwicklung einer interkulturellen Haltung. Die ersten Untersuchungen, die wir dazu gemacht haben, haben gezeigt – da war ich dann doch sehr überrascht –, dass es sehr große Defizite bei den Erzieherinnen und Erziehern gibt. Das ist etwas, worauf man ein sehr viel größeres Augenmerk legen sollte. Das geht eigentlich nur im Rahmen eines Prozesses.

Für die speziellen Angebote für Migrantinnen und Migranten haben wir eine Koordinatorin eingestellt, die in der Regel einrichtungsübergreifende Aufgaben wahrnimmt, in speziellen Fällen sich aber auch einmal eine Zeit lang in einer einzigen Kita aufhält. Auch hier wollen wir die Erzieherinnen und Erzieher mit Migrationshintergrund besonders unterstützen und deren spezielle Kompetenzen nutzen, wenn es darum geht, die gewünschte Erziehungspartnerschaft mit den Eltern – meistens sind es die Mütter – einzugehen. Damit diese Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ihre besonderen Ressourcen und Erfahrungen einbringen können, z. B. ihre Sprachkenntnisse und die Akzeptanz, die sie bei Eltern mit Migrationshintergrund haben, sollen sie besonders weitergebildet werden. Die Koordinatorin hat zusätzlich die Aufgabe, die externen Stellen, wie Migrationsberatung und Migrantenorganisationen, in die Kitaarbeit einzubinden. Da musste und muss noch immer viel Überzeugungsarbeit geleistet werden. Man betrachtet sich eher als unterschiedliche Organisationen. Auch eine Veränderung der Haltung ist nicht von heute auf morgen zu erreichen, sondern daran müssen wir stetig arbeiten.

Wir planen eine Ausweitung der Konzeption auf die Kitas in freier Trägerschaft erst, wenn wir stabile Strukturen in den städtischen Kitas hergestellt haben; denn man sollte nicht gleichzeitig an zu vielen verschiedenen Strängen ziehen. Man muss immer darauf schauen, ob die Menschen, die das umsetzen sollen, noch mitmachen. Darauf muss man ein besonderes Auge haben. Wir haben die städtischen Kitas zunächst deshalb ausgewählt, weil wir dort einen besonders hohen Anteil von Kindern mit Migrationshintergrund haben; teilweise liegt er bei über 80 %. Auch wollten wir uns an dieser Stelle nicht verzetteln.

Stattdessen wollen wir schrittweise vorgehen. Möglicherweise geht es nachher schneller, als wir denken; denn die Schaffung von Familienzentren hat auch bei den freien Trägern eine sehr große Dynamik hervorgebracht. Sie sind sehr daran interessiert, diesen Prozess mit aufzugreifen – zumal in Gießen die Migrationsberatungsstellen bei der Diakonie und der Caritas angesiedelt sind. Das sind Verknüpfungspunkte, die wahrscheinlich dazu führen, dass es nachher schneller vorangeht. Aber wir schauen zunächst einmal darauf, wie das Ganze beginnt.

Wir achten weiterhin darauf, dass die Aktivitäten von Anfang an in das gesamtstädtische Integrationskonzept eingebunden sind. Die Integration ist nämlich als Quer-

schnittsaufgabe beim Dezernat der Oberbürgermeisterin angesiedelt; es gibt dort eine Integrationsbeauftragte.

Abschließend möchte ich betonen, dass beide Entwicklungen – der Ausbau der Kindertagesstätten zu Familienzentren und die Implementierung interkultureller Pädagogik – als langfristige Lern- und Entwicklungsprozesse für alle Gießener Kindertagesstätten angelegt sind; denn alle Familien, egal ob mit oder ohne Migrationshintergrund, ob alleinerziehend oder in Partnerschaft lebend, ob arbeitslos oder doppelt berufstätig, profitieren von den passgenauen und niedrigschwelligen Angeboten, die sie im Alltag entlasten, ihnen Begegnungen ermöglichen, ihre Erziehungskompetenz stärken und damit auch die Basis für eine bessere Integration und für einen Austausch bieten.

Vorsitzender: Ich darf jetzt die Abgeordneten zu Fragen einladen. – Bitte schön, Herr Bauer.

Abg. **Alexander Bauer:** Vielen Dank für Ihren Vortrag zur Bedeutung der frühkindlichen Bildung und Betreuung sowie zum frühzeitigen Knüpfen von sozialen Kontakten in Kindertagesstätten, die Sie sinnvollerweise zu einem Netzwerk verbinden wollen. Dort haben nicht nur die Kinder eine Anlaufstelle, sondern auch die Eltern, und es können integrationsrelevante Fragen mitbehandelt werden. So, wie ich es verstanden habe, war das ein Kerngedanke Ihres Vortrags.

In den Kindertageseinrichtungen – das haben wir auch schon in anderen Sitzungen thematisiert – werden verschiedene Faktoren ausgebildet, die für den Integrationsprozess von großer Bedeutung sind. Als Erstes spielt die Sprache eine große Rolle. Können Sie anhand Ihrer Erfahrungen darstellen, auf welche Art und Weise der Spracherwerb in den Kindertagesstätten erfolgt und ob die Tatsache, dass sich die Sprachkompetenz dort verbessert, den Eltern deutlich macht, dass ein gelingender Spracherwerb die Voraussetzung für eine fruchtbare Integrationsarbeit ist?

Als zweiten Gedanken möchte ich herausgreifen: Kindertagesstätten setzen sich bestimmte Schwerpunkte, z. B. Gesundheit, Bewegung und Ernährung. All das sind Aspekte, die auch von Bedeutung sind. Das hat sicherlich einen Nutzen für die Kinder. Haben Sie Erfahrungen, ob die pädagogische Hinführung zu diesen Themen dazu beiträgt, dass diese auch bei den Eltern in irgendeiner Form ankommen?

Frau **Weigel-Greilich:** Zur Frage nach der Sprachförderung und der Sprachkompetenz. Das ist der zentrale Ansatz. Die Erfahrung zeigt – das kann ich nicht empirisch belegen, sondern ich beziehe mich auf die Rückmeldungen der Erzieherinnen und Leiterinnen –, dass die Integration in die Kitas dazu führt, dass die Sprachkompetenz der Kinder gestärkt wird und dass gleichzeitig bei den Müttern der Wunsch entsteht, ebenfalls eine bessere Sprachkompetenz zu erwerben. Das ist eine Erfahrung, die wir gemacht haben.

Wir versuchen, für die Mütter, die sich in einer etwas schwierigen Situation befinden – wenn es darum geht, ob sie nicht eigentlich zu Hause sein müssten oder ob sie gemeinsam mit Männern einen Sprachkurs besuchen können –, spezielle Angebote zu machen. An der einen oder anderen Stelle haben wir auch schon versucht, einen Sprachkurs in der Kita durchzuführen. Das scheitert in der Regel an den ungeeigneten Räumlichkeiten; denn diese bleiben zunächst einmal, wie sie sind. Aber wenn man eine gewisse Kreativität an den Tag legt – wir arbeiten auch mit unserer Volkshochschule zu-

sammen –, findet man durchaus Lösungsmöglichkeiten. Bei den Kindern ist eine deutliche Verbesserung der Sprachkompetenz festzustellen.

Wir haben allerdings noch ein großes Defizit, wenn es darum geht, dass alle Migrantenkinder Kitas besuchen. Da führen wir sozusagen ein Nebenprojekt durch, indem wir uns fragen: Wie können wir an die Migrantenfamilien herankommen und sie dazu bringen, dass sie ihre Kinder in die Kita schicken, vor allem im letzten Kindergartenjahr?

Zu dem zweiten Aspekt. Wir wollen an das Projekt „Von der Kita zum Familienzentrum“ das Projekt „Vorlesen in Familien“ andocken. Dabei sollen Vorlesepaten die Familien aufsuchen. Sicherlich werden auch viele Migrantenfamilien dabei sein. Das ist eigentlich ein Wetzlarer Projekt, das wir – ebenfalls gemeinsam mit Frau Prof. Meier-Gräwe – jetzt auf Gießen übertragen wollen. Mit diesem Projekt wollen wir die Familien noch besser erreichen; denn es ist festgestellt worden, dass, wenn die Vorlesepaten in die Familien gehen, die Eltern noch stärker motiviert werden können, ihre sprachlichen Kompetenzen zu verbessern. Dieses Projekt steht aber erst am Beginn. Es wird ebenfalls von der Hessenstiftung gefördert.

Abg. **Kordula Schulz-Asche:** Ich habe zwei Fragen. Die erste Frage bezieht sich auf den Ansatz der Familienzentren insgesamt. Das Besondere an Gießen ist, dass man versucht, sämtliche städtischen Kindergärten zu Familienzentren weiterzuentwickeln. Wir haben der Stellungnahme entnehmen können, dass in Gießen fast 50 % der Kinder einen Migrationshintergrund haben. Es wurde aber auch gesagt, dass sich die städtischen Kitas vor allem in den Stadtteilen befinden, in denen der Migrantenanteil besonders hoch ist.

Meine Frage ist: Das Konzept der Familienzentren sieht vor, dass immer auch der jeweilige Stadtteil im Auge behalten werden soll. Die Familienzentren sollen die konkreten Bedürfnisse, die in den jeweiligen Stadtteilen vorhanden sind, mit den entsprechenden Angeboten befriedigen. Kann man Unterschiede zwischen Stadtteilen mit einem höheren und Stadtteilen mit einem geringeren Migrantenanteil erkennen? Gibt es eine Veränderung im Angebot? Oder würden Sie sagen, dass sich die Angebote doch sehr ähnlich sind?

Die zweite Frage bezieht sich auf die Anmerkung, dass es nach wie vor einen Nachholbedarf in der Ausbildung der Erzieherinnen gibt. Deshalb lautet meine Frage: An der Fachhochschule Gießen-Friedberg gibt es einen dualen Studiengang für Erzieherinnen und Erzieher. Gibt es Kontakte dorthin, und hat man schon darüber gesprochen, dass in die Hochschulausbildung von Erzieherinnen und Erziehern im dualen System auch interkulturelle pädagogische Aspekte aufgenommen werden?

Frau **Weigel-Greilich:** Zu der ersten Frage. Hier möchte ich etwas korrigieren: Der Prozess des Ausbaus von Kitas zu Familienzentren wird von allen Kitas getragen, auch von denen in freier Trägerschaft. Nur bei der Ausweitung der interkulturellen Pädagogik haben wir zunächst die städtischen Kitas ausgewählt. Das heißt aber nicht, dass in den anderen nichts läuft; das muss man unterscheiden.

Der Ansatz war, dass wir in unterschiedlichen Quartieren unterschiedliche Bedarfe haben. In den Quartieren, in denen wir Menschen aus bildungsferneren Schichten und mehr Kinder mit einem erhöhten Förderbedarf haben, müssen wir mehr Förderangebote machen, während wir in anderen Quartieren akademisch Gebildete und auch, ge-

rade in der Nähe der Universität, viele Studierende haben. Man könnte sagen, dort gebe es nicht so viel Bedarf. Wie sich aber herausgestellt hat – das ist bekannt –, ist das ein Irrtum. Vielmehr muss gerade da viel Erziehungskompetenz vermittelt werden. Da diese Leute häufig nicht mehr in ihrem angestammten Umfeld wohnen, können sie sich an keine Oma wenden, die in der Nähe lebt. Aufgrund der Berufstätigkeit bestehen auch keine Kontakte zu den Nachbarn. Dort kann man einen anderen Unterstützungsbedarf feststellen. Wir sehen, dass sich diese Bedarfe auf die jeweiligen Kitas konzentrieren. Das funktioniert eigentlich sehr gut.

Ein paar Probleme haben wir damit, dass wir die letzten Beratungsstellen dazu bringen, sich zu bewegen, sodass man dort sagt: Jawohl, wir müssen weg von der Kommstruktur und hin zur Bringstruktur; wir müssen uns in das Wohnumfeld begeben. – Aber daran arbeiten wir. Ich denke, das wird sich noch verbessern.

Zu der zweiten Frage. Das ist an der Fachhochschule Gießen-Friedberg bekannt. Dort haben wir Kontakte. Selbstverständlich wird das in die Ausbildung aufgenommen. Die Frage ist eher, ob auch die älteren Erzieherinnen und Erzieher, die in den Kitas arbeiten, bei dieser Haltungsänderung mitmachen. Sie haben ein gewisses Problem damit. Das ist so; das muss man einfach konstatieren. Deswegen sollte man einen besonderen Fokus darauf legen.

Abg. **Mürvet Öztürk:** Auch ich möchte mich für den sehr konkreten Einblick in die tägliche Arbeit bedanken: Wie wird mit Personen mit und Personen ohne Migrationshintergrund umgegangen, die einen Bedarf haben? Es ist in dem Film deutlich geworden, dass viele Menschen in einer Stadt einen solchen Bedarf haben. Sie wünschen sich, dass die Kitas zu Familienzentren ausgebaut werden, damit sie ihnen die entsprechenden Angebote machen können.

Meine Frage ist: Wie gehen Sie damit um, wenn Sie durch Ihre Arbeit mit den Kindern Einblicke in familiäre Probleme bekommen? Das können unterschiedliche Probleme sein. Sie haben die Schuldnerberatung als Beispiel genannt. Aber es gibt wahrscheinlich auch Probleme mit Sucht oder häuslicher Gewalt. Wenn die Kitaleiterinnen oder sonstige Personen das durch ihre Arbeit mitbekommen, wie sieht dann die weitere Vernetzung aus? Wie sehen die weiteren Angebote aus, damit diese Menschen vielleicht dazu gebracht werden, sich Hilfe zu holen?

Das verknüpfe ich mit der Frage nach dem Vorleseprojekt aus Wetzlar, das Sie angesprochen haben. Das Ziel besteht darin, in die Familien hineinzugehen und Informationen über Probleme – falls es solche vor Ort gibt – an die entsprechenden Stellen weiterzuleiten. Ist in Gießen schon eine Vernetzung bzw. ein strukturelles Angebot vorhanden, damit man den Personen auch in ganz schwierigen Situationen, etwa bei Suchtproblemen oder häuslicher Gewalt, helfen kann?

Eine weitere Frage ist: Sie haben gesagt, bis zu 80 % der Kinder hätten einen Migrationshintergrund. Wie hoch ist der Prozentsatz der Eltern, die in den Familienzentren mitarbeiten? Gibt es dazu Zahlen?

Frau **Weigel-Greilich:** Zunächst zur letzten Frage. Wir haben keine Zahlen dazu, wie viele Eltern tatsächlich mitmachen. Es ist so: Durchschnittlich liegt der Anteil der Kinder mit Migrationshintergrund bei 50 %; in einzelnen Kitas sind es 80 %. Aber die Erfahrung zeigt, dass es, wenn ein niedrigschwelliges Angebot gemacht wird, etwa ein Elterncafé, kei-

nen Unterschied gibt. Dann machen letztendlich alle mit. Es geht immer darum, ob man sich belehrt fühlt oder den Eindruck hat, es soll einem etwas übergestülpt werden. Dann macht man nicht gern mit. Aber das geht den meisten Menschen so.

Wie lautete die erste Frage?

Abg. **Mürvet Öztürk:** Wie geht man damit um, wenn man Probleme wie Sucht oder häusliche Gewalt mitbekommt? Das ist eine ganz schwierige Situation.

Frau **Weigel-Greilich:** In dem Fall richten wir uns ganz nach der Gesetzeslage. Wir haben in Gießen flächendeckend Weiterbildungen zu § 8a SGB VIII – Kindeswohlgefährdung – durchgeführt. Es wird aufgezeigt, was an welcher Stelle zu machen ist. Es ist selbstverständlich, dass wir uns, wenn wir es mit solch schweren Fällen zu tun haben, an das Gesetz halten.

Zu der Frage: Was unternimmt man, wenn man einen Förderbedarf sieht? Man vermittelt die Menschen an die entsprechenden Stellen. Man versucht, einen Kontakt herzustellen, und holt die Mitarbeiter dieser Stellen in die Kita. Das ist eben dieser andere Weg. Ich glaube, die Erzieherinnen bzw. alle, die jetzt in Gießen an diesem Prozess beteiligt sind, haben verstanden, dass dieser Ansatz eine Entlastung für sie bedeutet. Wir hatten das Problem, dass wir uns ständig vor ein neues Projekt, eine neue Herausforderung oder eine neue Aufgabe gestellt sahen. Die Erzieherinnen habe gesagt: Wir können das an der Stelle gar nicht leisten. – Der Ansatz ist, darauf hinzuweisen: Ihr müsst das nicht leisten, sondern ihr seid einfach diejenigen, die den Kontakt haben und das erkennen, und ihr habt dann die Aufgabe, in der Erziehungspartnerschaft die Rolle des Vermittlers einzunehmen. – Ich glaube, das hat dazu geführt, dass jetzt fast alle mitmachen; denn sie haben erkannt, dass dies eine Entlastung und eine Verbesserung der eigenen Arbeitsbedingungen bedeutet. Natürlich möchte man, dass gute Arbeit geleistet wird; aber man denkt auch einmal an die eigenen Arbeitsbedingungen.

Abg. **Barbara Cárdenas:** Frau Weigel-Greilich, auch ich bedanke mich für die Ausführungen. Ich habe zwei Fragen. Sie gesagt, das sei eine Entwicklung, die wissenschaftlich begleitet werde. Die erste Frage ist: Wie ist denn die Evaluation angelegt? Wenn man schauen will, wie man dort weiterkommt, muss es doch Kennziffern für den Erfolg geben, die vorher schon festgelegt worden sind. Welche Kennziffern gibt es da? Eine für mich wichtige Kennziffer – quasi eine Art Nagelprobe – wäre, inwieweit sich Eltern mit Migrationshintergrund in den Kitas als Elternvertreter engagieren bzw. sich darum bewerben. Wird das erforscht, und, wenn ja, welche Erfahrungen haben Sie gemacht?

Die zweite Frage ist: Sie haben davon gesprochen, dass teilweise 80 % der Kinder einen Migrationshintergrund haben. Das scheint eine sehr umfangreiche Entwicklungsaufgabe zu sein. Von daher gehe ich davon aus, dass Sie sich auch überlegt haben, wie man das mit den Schulen verknüpft. Geht das in einen Ganztagsbetrieb an den Schulen über? Wie werden die Übergänge gestaltet? Gibt es eine Zusammenarbeit mit den Migrantenorganisationen? Das wäre für mich interessant.

Frau **Weigel-Greilich:** Zu der ersten Frage. Die Evaluation machen wir nicht. Ich kann Ihnen im Moment nicht im Detail sagen, was dort alles erhoben wird. Eine Mitarbeiterin von Frau Prof. Meier-Gräwe macht das; sie schreibt ihre Doktorarbeit darüber. Deswegen kann ich Ihnen jetzt keine detaillierten Auskünfte geben. Frau Fleth ist noch dabei,

im Gespräch mit den Erzieherinnen und Erziehern herauszufinden, welche Daten sinnvollerweise erhoben werden sollten. Dieser Prozess ist noch nicht ganz abgeschlossen.

Zu der Frage, inwieweit es sich um einen gesamtstädtischen Prozess handelt. Ich denke, das kann man noch nicht abschließend sagen; denn wir haben das explizit nicht als Projekt initiiert, sondern wir sagen: Das ist ein Prozess, der ständig vorangetrieben werden muss. Gegebenenfalls müssen wir auch nachsteuern, wenn wir an der einen oder anderen Stelle erkennen, dass wir doch nicht in die richtige Richtung gegangen sind oder dass neue Erkenntnisse integriert werden müssen.

Sachv. **Marc Phillip Nogueira:** Mehr Beratung in den Familienzentren bedeutet auch, dass die Kindergärtnerinnen und Kindergärtner mehr Kompetenzen haben müssen. Deswegen bitte ich Sie, zu konkretisieren, welche Fortbildungsmaßnahmen es gibt, wie lange sie dauern und wie nachhaltig sie sind. Wird das stetig wiederholt? Wie funktioniert das konkret? Wie kann ich mir das vorstellen?

Die Evaluation interessiert mich insofern, als ich mich frage, ob die Vergabe von Geldern zukünftig auch davon abhängen wird, dass Beratungsleistungen erbracht werden. Das heißt: Gibt es die Idee, dass man Beratungsleistungen erfasst, so, wie das beim Case Management in Hagen und in anderen sozialen Einrichtungen gemacht wird, wenn etwa das BAMF Fördermittel vergibt?

Wie sieht die Förderstruktur überhaupt aus? Sind das nur städtische Gelder, oder werden auch andere Geldquellen herangezogen? Davon hängt es schließlich auch ab.

Frau **Weigel-Greilich:** Die Erzieherinnen führen die Beratungen nicht selbst durch. Deswegen gibt es dazu auch keine speziellen Fortbildungen, Wir haben flächendeckend zu § 8a SGB VIII Fortbildungsveranstaltungen angeboten. Jetzt sollen flächendeckend Fortbildungsveranstaltungen zu der Frage stattfinden: Welche Haltung – Stichwort: Erziehungspartnerschaft – habe ich den Kindern und den Eltern gegenüber? Wie gehe ich mit anderen Wertvorstellungen um? Dabei geht es um die interkulturelle Pädagogik. Aber auch in deutschen Familien haben wir unterschiedliche Wertvorstellungen. Von daher unterscheidet sich das nicht wirklich.

Das ist also keine zusätzliche Beratungsqualifikation, sondern eine Haltungsqualifikation, und man erwirbt ein Wissen darüber, wie man die entsprechenden Stellen vernetzt. Das ist der Ansatz, und diese Fortbildungen finden regelmäßig statt. Natürlich wird niemand dazu gezwungen. Aber wenn es um den § 8a SGB VIII ging, haben wir immer sämtliche Mitarbeiter einer Einrichtung geschult, weil uns das notwendig erschien.

Was die Förderung betrifft, so finanziert die Kommune das bisher selbst. Wir finanzieren eine 25-prozentige Leitungsfreistellung und stellen bis zu 12.000 € an zusätzlichen Geldern zur Verfügung, womit in den Kitas spezielle Angebote gemacht werden können. Meines Erachtens ist das besonders preiswert, weil wir die bestehenden Beratungsangebote damit vernetzen. Wir haben schon Erziehungs- und Migrationsberatungsstellen und eine Beratung für junge Eltern. Diese verschiedenen Bausteine existieren, und wir vernetzen sie nur mit den Kitas. Es wäre natürlich wünschenswert, wenn sich auch noch andere an dem Prozess beteiligten.

Abg. **Ismail Tipi:** Frau Bürgermeisterin, ich habe eine kurze Frage. Vielleicht liegt es an der frühen Stunde, dass ich einiges noch nicht ganz wahrgenommen habe. Es geht mir darum: Ihren Ausführungen haben wir entnommen, dass Sie einen sehr hohen Anteil von Kindern mit Migrationshintergrund haben. Wie hoch ist in diesen Institutionen der Anteil der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit Migrationshintergrund?

Mich würde auch interessieren, welche konkreten Veränderungen in Sachen Integration es aufgrund dieser Umstellung gab. Wie gesagt, das konnte ich Ihren Ausführungen nicht richtig entnehmen.

Frau **Weigel-Greilich:** Wir haben noch keine Evaluation gemacht. Aber wir stellen fest – das ist die Rückmeldung in den Leitungsgesprächen –, dass die Eltern von Migrantenkindern, und zwar gerade die Mütter, verstärkt weitere Sprachangebote wahrnehmen. Das ist eine konkrete Verbesserung, die wir – ohne den Anteil genau beziffern zu können – feststellen konnten.

Durchschnittlich liegt der Anteil von Kindern mit Migrationshintergrund bei 50 %. Das Spektrum ist ganz breit gefächert. Das sind z. B. Aussiedlerkinder oder Kinder der zweiten und dritten Generation von Einwanderern. In der Stadt ist das meines Erachtens mittlerweile ein ganz normaler Anteil. Ich weiß es nicht genau.

Vorsitzender: Es gibt keine weiteren Wortmeldungen. Frau Bürgermeisterin, ich darf mich bei Ihnen bedanken.

Frau **Weigel-Greilich:** Ich bedanke mich, dass ich das hier vortragen durfte und dadurch die Gelegenheit hatte, das selbst analytisch zu betrachten.

Vorsitzender: Das ist ein guter Nebeneffekt. – Ich darf jetzt Herrn Prof. Toprak um seinen Vortrag bitten.

Herr Prof. **Dr. Toprak:** Meine Damen und Herren! Zunächst einmal bedanke ich mich für die Einladung. Ich möchte mich heute mit den Migrantenfamilien beschäftigen, in erster Linie mit den muslimischen Migranten, weil dies der Schwerpunkt meiner Arbeit ist. Ich habe mir vorgenommen, die Viertelstunde Redezeit nicht zu überschreiten. Professoren schaffen das in der Regel nicht; ich habe mir aber vorgenommen, das hinzubekommen.

Das ist ein sehr komplexes Thema. Ich habe meinem Vortrag die zehn Fragen zugrunde gelegt, die mir zugesandt worden sind. Im Voraus sage ich: Ich kann nicht alle zehn Punkte implementieren; denn bestimmte Fragen beziehen sich speziell auf das Land Hessen. Ich kenne Deutschland ein bisschen; Hessen ist mir allerdings noch fremd. Ich kenne Hessen nur aus Vorträgen. Ich fahre ab und zu durch Frankfurt, mehr aber auch nicht.

Bevor ich zu den Ergebnissen komme, möchte ich ein paar grundsätzliche Anmerkungen loswerden.

(Präsentation Toprak siehe Anlage 1 – Folie 1: „Allgemeine Vorbemerkungen“)

Ich habe das Wort „muslimisch“ in Anführungszeichen gesetzt; denn nicht jeder, der aus muslimischen Ländern kommt, empfindet sich auch als Muslim. Deshalb muss man ein bisschen auf die Begriffe achten. Ich werde immer sofort als Muslim wahrgenommen. Keiner fragt mich überhaupt, was ich bin. Wenn man aus der Türkei kommt, ist man ein Muslim. Man muss also bei der Verwendung der Begriffe aufpassen.

Diese Menschen stammen ursprünglich aus den ländlichen oder wirtschaftlich unterentwickelten Gebieten der Herkunftsländer. Ich habe mich auf die vier Länder Türkei, Syrien, Libanon und Irak konzentriert; denn wenn man sich die statistischen Daten anschaut, erkennt man, dass die meisten Muslime aus diesen vier Ländern nach Deutschland gekommen sind. Der Großteil dieser Menschen ist in den Sechziger- und Siebzigerjahren nach Deutschland gekommen; Libanesen und Iraker sind allerdings auch in den Achtziger- und Neunzigerjahren als Kriegsflüchtlinge eingereist.

Dazu muss man sagen, dass es in Deutschland einen Anwerbestopp gibt, der 1973 verhängt wurde. Ursprünglich war er nur für ein Jahr gedacht, aber es gibt ihn immer noch. Daher führt für Menschen, die nicht aus einem EU-Land stammen und in Deutschland arbeiten wollen, der einzige Weg über die Heiratsmigration, also über die Familienzusammenführung.

Die Zahl der Menschen mit „muslimischer“ Abstammung wird auf ca. 4 Millionen geschätzt. Diese Zahlen stammen vom Bundesinnenministerium. In Deutschland leben 15,6 Millionen Menschen mit einem Migrationshintergrund; 1,7 Millionen davon stammen aus der Türkei. Jetzt kann man überrascht sein und sich fragen: Sind das nur so wenige? Diese Zahlen beziehen sich auf diejenigen, die einen türkischen Pass besitzen. Das heißt, 1,7 Millionen Menschen haben einen türkischen Pass. Aber das heißt nicht, dass nur 1,7 Millionen Menschen aus der Türkei stammen. Wenn man die 900.000 Eingebürgerten dazurechnet, kommt man auf ungefähr 2,6 bis 2,7 Millionen Menschen mit einem türkischen Migrationshintergrund. Manche haben das Gefühl, es sind 5 Millionen. Das stimmt aber nicht.

(Abg. Mürvet Öztürk: So viele sind es dann doch nicht!)

– Ich lasse die Leute manchmal schätzen; dabei kommen solche Zahlen heraus. – Die muslimische Bevölkerung im Allgemeinen und die Familien im Besonderen sind heterogen. Man neigt immer dazu, alle Muslime in einen Topf zu werfen; aber das ist nicht so.

(Toprak Folie 2: „Unterschiedliche Familientypen“)

Jetzt möchte ich etwas Neues machen. Ich möchte vier Familientypen vorstellen, um an deren Beispiel die Heterogenität aufzuzeigen. Ich weiß, man wird der Bevölkerung nicht gerecht, wenn man typisiert. Aber es ist immerhin ein Versuch, dort ein bisschen zu differenzieren. Ich weiß, dass die Differenzierung zwischen vier Familientypen nicht ausreicht, um die ganze Bandbreite zu beschreiben. Es gibt sehr viele Familien, die sich keinem dieser Typen zuordnen lassen. Aber es ist zumindest ein Versuch, darzustellen, dass es unterschiedliche Formen gibt. Ich habe jeden Typus gesondert aufgelistet und bezogen auf die Fragen, die Sie mir zugeschickt haben, erläutert, wie die Geschlechterrollen sind, wie es mit der Gleichberechtigung aussieht und wie die Struktur der Familien ist.

(Toprak Folie 3: „Konservativ-autoritäre Familien“)

Zur Struktur kann man sagen: Bei dem Typus der konservativ-autoritären Familien sind die formalen Bildungsabschlüsse – Schulabschlüsse, Hochschulabschlüsse, sonstige Abschlüsse – sehr gering. Mit „formal“ meine ich wirklich das, was auf dem Papier steht. Dazu muss man sagen, dass es zumindest in der ersten Generation noch Analphabetismus gibt. Das heißt, die Menschen können nicht einmal lesen und schreiben.

Bei diesem Familientyp ist der Erziehungsstil autoritär geprägt. Den Kindern wird von oben herab etwas vorgelebt, und dementsprechend werden sie auch erzogen. Traditionelle Werte und Normen sind entscheidend. Entscheidend ist aus meiner Perspektive auch, dass die Familien kinderreich sind.

Integrationspolitisch könnte für Sie interessant sein, dass die Familienmitglieder selten eingebürgert sind. Natürlich gibt es auch Eingebürgerte, aber deren Zahl ist sehr gering. Die Deutschkenntnisse sind gering. Das korreliert auch mit der Bildung und dem formalen Abschluss.

Wenn man sich die in diesem Familientyp vorherrschenden Geschlechterrollen anschaut, kann man Folgendes feststellen: Patriarchalische Geschlechterrollen sind entscheidend, und geschlechtsspezifische Erziehungsvorstellungen – wie Mann und Frau zu sein haben – spielen dort immer noch eine große Rolle.

Ehepartnerinnen und Ehepartner aus der eigenen Ethnie – auch aus den Herkunftsländern – werden bevorzugt, um die Tradition zu bewahren. Ich habe bewusst „EhepartnerInnen“ mit einem großen I geschrieben; denn es gibt auch Frauen, die sich Ehepartner aus ihren Herkunftsländern aussuchen. Das bezieht sich also auf beide Geschlechter. Dazu muss man auch sagen, dass die Menschen, die diesen Familientypen zuzuordnen sind, Wert darauf legen, einen Partner oder eine Partnerin aus derselben Gegend zu bekommen, aus der sie stammen. Das heißt, es reicht nicht, zu sagen: Ich komme aus der Türkei, er kommt aus Syrien, und Hauptsache ist, die Religion stimmt. – Das ist nicht der Grund. Es kommt in der Tat darauf an: Woher stammt er? Welche Werte und Normen vertritt er? Deshalb versucht man immer, einen Partner aus denselben Orten zu bekommen; dann hat man das Gefühl, dass man einander vertrauen kann.

Auf die formale Bildung der Mädchen wird kein großer Wert gelegt. Das heißt aber nicht, dass die Mädchen keine formalen Schulabschlüsse erlangen. Das ist nicht der Fall. Aber Mädchen werden in diesen Familien nicht stark gefördert. Die Mädchen setzen sich trotzdem durch. Sie erlangen trotz der Widrigkeiten in der Familie formale Bildungsabschlüsse.

(Toprak Folie 4: „Religiöse Familien“)

Ich habe bewusst versucht, zwischen religiösen und traditionellen Familien zu unterscheiden. Eigentlich kann man Religion und Tradition nicht voneinander trennen; aber in dem Fall ist es einmal gelungen. Die formalen Bildungsabschlüsse sind sehr heterogen. Das heißt, in religiösen Familien kann es sein, dass die Eltern Analphabeten sind oder eine sehr einfache Bildung haben, während die Kinder Universitätsabschlüsse haben. Die Familienmitglieder haben sehr unterschiedliche Abschlüsse.

Trotz allem ist auch in diesen Familien der Erziehungsstil eher autoritär. Hier spielen Werte und Normen, die religiös bedingt sind, eine entscheidende Rolle. Auch diese Familien sind eher kinderreich. Mit „kinderreich“ meinen wir drei bis fünf Kinder.

Die Familienmitglieder sind häufiger eingebürgert. Die Deutschkenntnisse sind heterogen. Sie sind an das Bildungsniveau gekoppelt, das ebenfalls heterogen ist. Es kann sein, dass die Tochter ein Gymnasium besucht, während die Mutter Analphabetin ist, und dass die Tochter für die Mutter übersetzt und auf das Amt geht.

Zu den Geschlechterrollen. Hier sind geschlechtsspezifische und religiöse Erziehungsvorstellungen von zentraler Bedeutung. EhepartnerInnen, die dieselbe Religion haben wie man selbst, werden bevorzugt, auch solche aus den eigenen Herkunftsländern. Aber bei der Partnersuche ist die Religion entscheidend. Das heißt, ein Libanese kann sich auch vorstellen, z. B. eine Irakerin zu heiraten. Neben der Liebe ist also die richtige Religion ein wichtiges Heiratskriterium.

Die formalen Schulabschlüsse der Mädchen sind hoch, aber oft wird auf eine Berufsausbildung verzichtet. Das ist ein Effekt, den wir uns vielleicht genauer anschauen sollten. Mittlerweile haben auch Kolleginnen und Kollegen von der Universität Essen festgestellt, dass viele Mädchen, die formale Bildungsabschlüsse haben, z. B. einen Realschul- oder Hauptschulabschluss, anschließend keine Lehre machen.

(Toprak Folie 5: „Leistungsorientierte Familien“)

Die Struktur sieht so aus, dass die formalen Bildungsabschlüsse der Eltern heterogen sind. Das heißt, sie können Universitätsabsolventen sein, aber auch ganz einfache Abschlüsse haben. Aber die Bildungsabschlüsse der Kinder sind sehr hoch. Diese Eltern legen großen Wert auf Bildung bzw. auf den Bildungsaufstieg. Es kann also sein, dass der Dachdecker ein Kind hat, das Ingenieur ist. Bildung steht in diesen Familien im Mittelpunkt.

Der Erziehungsstil in diesen Familien ist antiautoritär. Es heißt: Hauptsache, du bekommst eine gute Bildung. – Alle anderen Werte und Normen werden dem Erwerb der Bildung mehr oder weniger untergeordnet. Traditionelle Werte und Normen sind weitgehend aufgeweicht. Das heißt aber nicht, dass sie ganz verschwunden sind. Manche Werte und Normen sind für die Familien wichtig. Die Familien haben weniger Kinder. Die Eltern sagen: Wir können uns nicht mehr Kinder leisten, weil deren Ausbildung finanziert werden muss.

Die Familienmitglieder sind überwiegend eingebürgert, und die Deutschkenntnisse sind als gut zu bezeichnen, bei den Kindern sogar als sehr gut.

Schauen wir uns die Geschlechterrollen an. Hier sind die Geschlechterrollen stark aufgeweicht. Eine geschlechtsspezifische Erziehung ist kaum vorhanden; denn es geht in erster Linie um die Bildung, und man macht keinen Unterschied zwischen Jungen und Mädchen. Wichtig ist ein Universitätsabschluss.

EhepartnerInnen – das I ist wieder großgeschrieben – werden nicht aufgrund traditioneller Werte ausgewählt; PartnerInnen aus Deutschland werden bevorzugt. Wichtig ist, dass die gleichen Bildungsabschlüsse vorhanden sind. Man möchte nicht unter seinem Niveau heiraten.

Bei Jungen und Mädchen wird gleichermaßen großer Wert auf die formale Bildung gelegt. Da findet keine Geschlechtertrennung statt.

(Toprak Folie 6: „Moderne Familien“)

Das Unterscheidungsmerkmal zu den anderen Familientypen ist, dass sowohl bei den Eltern als auch bei den Kindern die formalen Bildungsabschlüsse hoch sind. Das heißt, meistens haben sowohl die Eltern als auch die Kinder das Abitur oder einen Hochschulabschluss. Differenzen zwischen Eltern und Kindern sind, was die Bildungsabschlüsse angeht, kaum vorhanden.

Der Erziehungsstil innerhalb der Familie ist offen bzw. demokratisch. Ich habe das Wort „demokratisch“ in Anführungszeichen gesetzt, weil ich weiß, dass es zwischen Eltern und Kindern eigentlich keine Demokratie geben kann. Es gibt immer ein Machtgefälle, unabhängig davon, ob ein Migrationshintergrund vorhanden ist oder nicht.

Die traditionellen Werte und Normen sind verschwunden. Die Familien haben ein bis zwei Kinder. Das heißt, man gleicht sich eher der deutschen Mittelschicht an. Die Familienmitglieder sind in der Regel eingebürgert, und die Deutschkenntnisse sind gut bis sehr gut. Das hängt ein bisschen von der Einschätzung ab: Wir wissen, dass Akademiker ihre Deutschkenntnisse eher etwas schlechter einschätzen als z. B. Arbeiter.

Patriarchalische Geschlechterrollen sind völlig verschwunden. Auf eine geschlechtsspezifische Erziehung wird keinen Wert gelegt. Die Geschlechter werden, soweit das überhaupt geht – auch in deutschen Familien ist das nicht immer möglich –, gleich behandelt.

Außereheliche Partnerschaften kommen oft vor. Das heißt, es muss nicht unbedingt geheiratet werden. Ehepartnerinnen und Ehepartner aus Deutschland werden bevorzugt; binationale Ehen sind gängige Praxis. Es heiraten also z. B. Syrer und Deutsche oder Türken und Deutsche.

Die formale Bildung ist hoch. Aber jetzt kommt ein entscheidendes Merkmal: Man legt auch Wert auf die informelle Bildung, also z. B. darauf, dass Zeitungen und Bücher gelesen werden. Nicht nur die formalen Abschlüsse sind wichtig, sondern es geht auch darum, dass man sich informell weiterbildet. Auf die formale und die informelle Bildung wird bei Jungen und Mädchen gleichermaßen großer Wert gelegt.

Das habe ich Ihnen jetzt in Kurzform dargestellt. Ich denke, die Fragen werden sich eher in der Diskussion ergeben.

(Toprak Folie 7: „Politische und pädagogische Konsequenzen“)

Da ich die Viertelstunde Redezeit nicht überschreiten möchte oder darf, habe ich hier zusammengefasst, welche politischen und pädagogischen Konsequenzen man daraus ziehen kann.

Als Erstes möchte ich meine Meinung zum Ausdruck bringen, dass der Bund in Fragen der Integration eigentlich nichts bewirken kann. Die Integration funktioniert auf kommunaler Ebene. Deshalb muss man den Migrantinnen und Migranten, die vor allem aus den zuvor genannten Ländern kommen, das kommunale Wahlrecht geben. Die Anzahl derer, die noch nicht eingebürgert sind, ist sehr hoch. Deshalb müsste man sich vielleicht langsam überlegen, den Migrantinnen und Migranten das kommunale Wahlrecht zu geben.

Viele der Punkte, die ich hier aufgelistet habe, hat meine Vorrednerin schon genannt. Aber ich wiederhole sie gern. Wir haben uns nicht abgesprochen, und ein paar Aspekte sind doch neu.

Wir wissen, dass professionelle Hilfe von außen – Jugendhilfe und Schule – auf jeden Fall Hand in Hand gehen müssen. Wir kommen nicht umhin, mehr in die Bildung zu investieren, sei es in die Schulen oder in die außerschulische Bildung. Ich weiß, in Wahlkämpfen heißt es immer, dass Bildung eine zentrale Rolle spielt. Ich kann als Hochschullehrer nur sagen: Bei mir an der Hochschule kommt selten etwas davon an. Vielleicht ist das nur ein Gefühl. Konkret sehe ich im Moment jedoch nicht viel davon. Das kann sich vielleicht ändern – in Hessen z. B.

Meine Vorrednerin hat von interkultureller Kompetenz als Qualitätsstandard gesprochen. Die interkulturelle Kompetenz muss in der Tat flächendeckend implementiert werden. Das muss verbessert werden. Ich werde 2037 in Pension gehen, und ich vermute, dass ich diesen Punkt auch noch in meiner Abschlussrede erwähnen werde. Ich habe das Gefühl, das wird dann immer noch ein Thema sein. Es tut mir leid, dass ich skeptisch bin.

Ressourcenorientiertes Arbeiten ist zentral, vor allem bei Migrantinnen und Migranten. Die Migranten haben immer das Gefühl, dass man sie als defizitär ansieht. Deshalb ist es wichtig, dass man nicht nur auf die Defizite, sondern auch auf die Ressourcen schaut. Jeder Mensch hat Ressourcen. Darauf sollte man achten.

Ich bin der Meinung, dass die politische Bildung sowohl für die Einwanderer als auch für die Einheimischen ein zentraler Punkt sein muss. Auf beiden Seiten sind nämlich immer noch gewisse Vorurteile im Spiel.

Auch die niedrigschwelligen Angebote sind eben schon erwähnt worden. Sie sind vor allem für die Migranten wichtig, die gewisse Hemmungen haben, sich an die Pädagogen zu wenden. Es ist nicht so, dass sie eine begründete Angst davor hätten, sondern die verwechseln einfach die Sozialpädagogen mit den Mitarbeitern der Ausländerbehörde. Die Ausländerbehörde wiederum wird mit anderen Dingen in einen Topf geworfen. Die Arbeiterwohlfahrt wird mit dem türkischen Konsulat verwechselt, einfach weil sie viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hat, die Türkisch sprechen. Diese Ängste gibt es also.

Umso mehr braucht man niedrigschwellige Angebote. Es gibt gute Projekte, die ausgebaut werden können. Von einem Beispiel – „Starke Eltern – Starke Kinder“ haben wir in dem vorangegangenen Vortrag gehört. Ich kenne noch ein Projekt aus Bayern: ELTERN TALK. In der Diskussion kann ich noch mehr dazu sagen.

Wichtig ist auch eine aktive Kooperation mit den Eltern in Erziehungsfragen, vor allem in der vorschulischen Erziehung. Wir haben gesehen, wie wichtig die vorschulische Erziehung ist. Vor allem die Sprachkompetenz ist entscheidend.

Die Ausbildung der Kinder muss im dualen System forciert werden. Als Pädagoge und Erziehungswissenschaftler sage ich – ich weiß, dass das ein sehr politisches Thema ist –, dass man die Ganztagschulen ausbauen und vor allem auf die unsinnige Frühselektion verzichten muss. Diese Selektion erfolgt aus meiner Sicht einfach viel zu früh. Wenn die Kinder zusammenbleiben, können sie länger voneinander profitieren.

Die Ausbildung von Geistlichen an deutschen Hochschulen müsste ausgebaut werden. Ich sage bewusst: „ausgebaut werden“; denn seit dem Wintersemester werden an drei deutschen Hochschulen Imame ausgebildet; in Osnabrück, Münster und Heidelberg.

Wenn es in vier Jahren die ersten in Deutschland ausgebildeten Imame gibt, müsste man sich das noch einmal ansehen und sich überlegen, ob man das ausbauen kann.

Es müsste auch mehr Personal mit Migrationshintergrund geben. Auf Ihre Frage, wie viele Migrantinnen und Migranten in den pädagogischen Einrichtungen arbeiten, kann ich nur sagen: Die Zahl liegt zwischen 2 und 5 %. 0,2 % sind es an den Hochschulen. Ich bin da die Ausnahme. In den Kindertagesstätten ist ihr Anteil ein bisschen höher. In den Schulen geht es einigermaßen. Die meisten findet man jedoch in der Jugendarbeit. Der Anteil liegt also zwischen 2 und 5 %, je nachdem in welchem Feld man unterwegs ist.

(Toprak Folie 8: „Literatur“)

Hier finden Sie meine Literaturangaben, Wer das nachlesen möchte, bitte schön.

Vorsitzender: Herzlichen Dank für Ihr Zeitmanagement. Zunächst habe ich selbst eine Frage: Können Sie die Anteile der vier Familientypen, die Sie genannt haben, angeben, vielleicht auch mit einer Tendenz verbunden? Gewinnen bestimmte Familientypen an Bedeutung, oder bleiben die Verhältnisse ungefähr gleich?

Herr Prof. **Dr. Toprak:** Ich habe befürchtet, dass diese Frage kommt. Ich bin auch vorbereitet. Es ist klar: Wenn man im Landtag vorträgt, muss man auf so etwas gefasst sein. Man muss offen und ehrlich sagen, dass die konservativ-autoritären und die religiösen Familien in der Überzahl sind. Ich kann sagen, dass die Übergänge mittlerweile sehr fließend sind; aber die Entwicklung tendiert eher in Richtung leistungsorientierte Familien. Wenn man eine vorsichtige Schätzung abgeben wollte, müsste man sagen: Mindestens 60 % der Familien sind den ersten beiden Typen zuzuordnen. Das ist eine vorsichtig positive Bewertung. Es könnten vielleicht mehr sein.

Aber ich kann keine genauen Zahlen nennen; denn das ist ein Ergebnis aus einer qualitativen Studie. Das heißt, es geht in erster Linie darum, Typen zu bilden und ein bisschen auf ihre Hintergründe zu schauen. Deshalb kann man da nicht mit Zahlen arbeiten. Aber ich kann Ihnen garantieren, dass die Familien, die wir den beiden erstgenannten Typen zuordnen, in der Überzahl sind.

Vorsitzender: Bleibt das so?

Herr Prof. **Dr. Toprak:** Nein. Wie ich eben gesagt habe, geht die Entwicklung in Richtung leistungsorientierte Familie. Deren Anteil wird in zehn bis 15 Jahren viel größer sein; denn die Menschen merken mittlerweile, dass sich Leistung in Deutschland lohnt.

Abg. **Gerhard Merz:** Ich möchte zwei Fragen daran anschließen. Erstens. Gibt es Hinweise darauf, ob sich die Familientypen – die mir durchaus einleuchten – regional unterschiedlich verteilen? Stehen die Anteile in mittleren und größeren Städten in einem anderen Verhältnis zueinander als im ländlichen Raum? Gibt es darauf Hinweise?

Zweitens. Mir kommt es so vor, als ob wir die Entwicklung, die wir jetzt in Bezug auf Migration und Integration sehen, auch schon früher bei Benachteiligten, insbesondere im Bildungssektor, erlebt hätten. Ich habe den Eindruck, dass sich die Abläufe wiederho-

len. Das betrifft auch das, was Sie eben zu den Familientypen gesagt haben: dass es über die Leistungsorientierung in Richtung Modernität geht. Wir haben im Grunde klassische Aufsteigerphänomene vor uns.

Herr Prof. **Dr. Toprak**: Auf die Frage nach dem Stadt-Land-Gefälle kann ich leider keine Antwort geben; denn die Studie wurde in drei Großstädten durchgeführt, nämlich in Berlin, in München und in Dortmund – in München, weil ich zehn Jahre dort gelebt habe, in Dortmund, weil ich seit vier Jahren dort lebe, und in Berlin, weil von dort die meisten Probleme gemeldet werden. Deshalb haben wir uns bei der Studie auf diese drei Städte konzentriert. Wir wollten auch ein bisschen das Süd-Nord-Gefälle abbilden.

Man müsste sich in der Tat – da gebe ich Ihnen recht – auch noch einmal den ländlichen Raum anschauen. Aber ich kann Ihnen sagen – das war auch der Grund, warum wir uns nicht auf den ländlichen Raum konzentriert haben –, dass 85 % der Migranten in Großstädten ab 100.000 Einwohnern leben. Das war der Hauptgrund, warum wir gesagt haben, wir konzentrieren uns lieber auf die Großstädte.

Die zweite Frage kann ich so beantworten: Wir sehen in der Tat eine Parallelität. Die Migranten fangen gerade unten an und versuchen, sich in der Migration zu stabilisieren. Man muss auch ehrlich sagen, dass die Migration eigentlich erst seit zehn Jahren ein Thema ist. Aus meiner Sicht als Pädagoge und als Bürger waren Migration und Integration bis weit in die Neunzigerjahre in der Öffentlichkeit kaum präsent. In den Neunzigerjahren setzte diese Entwicklung ein. In dieser Dekade – seit 2000 – hat sich das verschärft. Ich denke, wir müssen Geduld haben. Es wird sich auf alle Fälle verbessern, aber nicht von heute auf morgen. Dazu muss man ein bisschen mehr Zeit und natürlich auch ein bisschen mehr Geld investieren.

Abg. **Mürvet Öztürk**: Was das Thema „Integration und Migration“ in der politischen Öffentlichkeit betrifft, so würde ich sagen, es gab sehr wohl schon Parteien, die versucht haben, das zu forcieren. Aber Sie haben recht: In der breiten Öffentlichkeit war das nicht angekommen. Von daher finde ich es auch gut, dass man sich jetzt intensiv damit auseinandersetzt.

Auch meine Frage bezieht sich auf die vier Familientypen, die Sie beschrieben haben: Gibt es Studien darüber, wie viele Personen sich aus dem konservativ-autoritären oder dem religiösen Familientypus in Richtung leistungsorientierter Familientypus entwickelt haben? Ich hatte bei Ihrer Darstellung den Eindruck, als ob sich die Entwicklung quasi generationsübergreifend innerhalb dieser Typen fortsetzen würde. Wenn man davon ausgeht, dass die Menschen, die als Arbeitsmigranten hierhergekommen sind, die sogenannten Gastarbeiter, einen muslimischen Hintergrund hatten und oft bildungsfern waren, kann man daraus schließen, dass man unter den Angehörigen der ersten Generation eher die beiden erstgenannten Familientypen vorgefunden hat. Es stellt sich die Frage: Haben sich die Kinder, die zur dritten oder vierten Generation zählen, dort herausentwickelt und sich an den anderen Familientypen orientiert? Ich glaube, dazu gibt es wenige Zahlen. Ich habe aber auch keinen Überblick darüber.

(Herr Prof. Dr. Toprak: Nicht wenige, sondern keine!)

– Gar keine? Ist das kein Thema für die Wissenschaft? Dabei ist das doch die Realität: Die Gastarbeiterkinder, die heute Akademiker sind, haben überwiegend Eltern, die aus

bildungsfernen Schichten stammen. Trotzdem haben sie es geschafft, Akademiker zu werden, und führen bikulturelle Ehen.

Herr Prof. **Dr. Toprak:** Ich kann mit dem Begriff „bildungsfern“ nicht viel anfangen, sondern ich spreche lieber von „bildungsbenachteiligt“. Ich möchte niemanden korrigieren, aber „bildungsfern“ bedeutet auch, dass man der Bildung fernbleiben möchte. Das stimmt aber aus meiner Sicht – aus der Sicht des Pädagogen – nicht. Vielmehr sind die Menschen bildungsbenachteiligt, weil sie irgendwelche Nachteile hatten und nicht an der Bildung teilhaben konnten. Das ist mein Verständnis der Begriffe „Bildungsferne“ und „Bildungsbenachteiligung“.

(Abg. Mürvet Öztürk: Man kann es auch ganz krass sagen: analphabetische Eltern!)

– Genau. – Ich wollte damit niemanden belehren. Aber, wie gesagt, manchmal wird das falsch verstanden.

Zu Ihrer Frage nach der Entwicklung der Familientypen. Wenn man eine Viertelstunde Zeit hat, kann man nicht differenzierter darauf eingehen. Die meisten der leistungsorientierten und modernen Familien sind aus den Familien entstanden, bei denen die Eltern zum Teil Analphabeten waren. Ich sage ganz offen: Mein Vater ist Autodidakt, und meine Mutter kann nicht lesen und schreiben. Es ist der Standard, dass die Eltern genau aus diesen Familien stammen. Die Zahl der leistungsorientierten und modernen Familien ist noch gering; das muss man ehrlich sagen. Da braucht man nicht drum herumzureden.

Aber wie ich eben gesagt habe, man muss ein bisschen Geduld haben. Da bewegt sich etwas. Aus meiner Sicht bewegt es sich in zwei Richtungen: Zum einen geht es darum, noch konservativer als die Eltern zu sein. Auch diesen Aspekt darf man nicht vernachlässigen. Aber es gibt zum anderen eine gegensätzliche Bewegung, nämlich dass man sagt: Ich will es erst recht nicht wie meine Eltern machen. – Die Leute versuchen, mehr zu investieren, auch was die Bildung angeht.

Abg. **Kordula Schulz-Asche:** Es gibt hier eine große Vielfalt von Menschen muslimischen Glaubens. Sie kommen auch aus unterschiedlichen Kulturkreisen. Zum Teil gehören sie religiösen Gemeinschaften an, zum Teil organisieren sie sich aber auch als Diaspora, also an ihrer Herkunft orientiert. Ich habe sehr viel mit Afrika zu tun. Die afrikanischen Gemeinschaften sind oft nicht nach dem Glauben, sondern nach der Herkunft ihrer Mitglieder organisiert. Gibt es irgendwelche Erkenntnisse über den Einfluss der Art und Weise der Integration in das eigene Umfeld – Diaspora oder religiöse Gemeinschaft – im Hinblick auf die Familientypen?

Ich sage das deswegen, weil einige dieser Diasporagemeinschaften, aber auch einige Religionsgemeinschaften es mit Stipendienprogrammen ausdrücklich fördern, dass hochbegabte Mitglieder der Gemeinschaft an die Universität gehen. Hier wirkt sozusagen eine interne Solidarität. Von daher ist meine Frage: Inwieweit besteht ein Zusammenhang zwischen der Art der Organisation und den Familientypen?

Herr Prof. **Dr. Toprak:** Ich sage Ihnen ganz offen: Wir haben keine Erkenntnisse. Das ist ein Feld, das sehr wenig untersucht wird. Normalerweise – vor allem wenn man unter erziehungswissenschaftlichen oder sozialwissenschaftlichen Gesichtspunkten auf die Migran-

tenfamilien schaut – hat man eher die Geschlechterrollen, die Gleichberechtigung oder die Erziehungsstile untersucht. Das heißt, dort gibt es einen großen Bedarf, was die Erziehungswissenschaften und die Sozialwissenschaften angeht. Das ist ein Aspekt, der aus meiner Sicht schlicht und einfach vernachlässigt wurde. Ich kann Ihnen keine Antwort darauf geben; denn wir haben in der Migrationsforschung noch nicht alle Bereiche untersucht.

Vorsitzender: Da haben Sie sicher noch viele Gebiete zu untersuchen. – Herr Nogueira.

Sachv. **Marc Phillip Nogueira:** Herr Toprak, Sie haben eindrucksvoll Muster familiärer Strukturen aufgezeigt, wie sie heute unter Migranten existieren. Sie haben an einer Stelle darauf hingewiesen – das fand ich ganz wichtig –, dass die modernen und die leistungsorientierten Familien einen geringeren Anteil ausmachen als diejenigen, die den beiden anderen Familientypen zuzuordnen sind.

Mich interessiert der Zusammenhang zwischen Tradition und Modernität. Kann man sagen, dass in Ihrer Analyse ein Zusammenhang dahin gehend zutage tritt, dass dort, wo die Tradition eine größere Rolle spielt, automatisch mehr Bildungsbenachteiligung vorhanden ist bzw. – umgekehrt – dass dort, wo es mehr Bildungsbenachteiligung gibt, ein höheres Maß an Tradition festzustellen ist? Oder – in Ihrer Formulierung klang es schon an – kann es nicht so sein, dass Leistungsorientierung auch mit traditionellen Werten einhergeht? In dem Zusammenhang könnten sie vielleicht den Begriff „antiautoritär“ in Bezug auf die leistungsorientierten Familien erklären; denn Leistungsorientierung ist eine normative Ausrichtung, die auch autoritär vermittelt werden kann. Wie kommen Sie in Ihrer Analyse darauf?

Dann ist es mir wichtig, zu klären, inwiefern die Partnerwahl eine Rolle spielt. Ist es tatsächlich so, dass die Offenheit für Partner aus anderen Kulturkreisen ein Merkmal für die Integration ist? Oder gibt es da einfach unterschiedliche Präferenzen? Wie bewerten Sie das insgesamt in Bezug auf die Integration? Insbesondere in der Sarrazin-Debatte war das ein Argument. Was kann man aus Ihrer Sicht dazu sagen?

Herr Prof. **Dr. Toprak:** Ich wollte heute eigentlich durchkommen, ohne den Namen Sarrazin zu erwähnen. Jetzt haben Sie ihn mir in den Mund gelegt. Trotzdem werde ich nicht darauf eingehen.

Ich gehe aber auf Ihre Frage ein, was Partnerwahl mit Integration zu tun hat. Ich kann Ihnen nur eines sagen: Man kann nichts dafür, wenn man sich verliebt. Das ist – nüchtern betrachtet – eine Herzensangelegenheit.

(Abg. Mürvet Öztürk: Auch wenn man es nachher bereut!)

Das hat schon etwas mit Integration zu tun; denn es stellt sich die Frage: Welche Gelegenheiten hat man, andere Menschen kennenzulernen? Wenn man an der Hochschule ist, Zugang zu akademischen Kreisen hat und sich in unterschiedlichen Milieus bewegt, hat man auch die Gelegenheit, unterschiedliche Menschen kennenzulernen. Das ist einfach so. Wenn man unterschiedliche Milieus kennt, ist deshalb vermutlich die Wahrscheinlichkeit größer, dass man anderweitig heiratet.

Konservativ-autoritäre Familien legen großen Wert auf den Zusammenhalt innerhalb der eigenen Community, und deshalb ist die Wahrscheinlichkeit, eine Deutsche, einen Pakistani oder einen Amerikaner kennenzulernen, sehr gering. Das ist die Ursache dafür. Das heißt aber nicht, dass in konservativ-autoritären und religiösen Familien Ehen nicht gern arrangiert werden. Man muss ganz offen sagen, dass die Ehen arrangiert werden. Aber man muss zwischen Zwangsehen und arrangierten Ehen trennen. Arrangierte Ehen kommen in vielen Fällen auch bei den Kindern gut an – diese Perspektive wird immer vernachlässigt –; denn sie haben gute Erfahrungen damit gemacht. Deshalb muss man das auch unter diesem Aspekt betrachten.

(Abg. Mürvet Öztürk: Aber bei Kindern im Erwachsenenalter!)

– Ja, bei Kindern im heiratsfähigen Alter. – Zu Ihrer ersten Frage. Sie haben natürlich recht: Wenn man eine Leistungsorientierung möchte, muss man die Kinder sozusagen sanft zwingen. Wir hatten bei dieser Analyse auch Fälle, in denen Eltern, um das Bildungsniveau ihrer Kinder zu verbessern und ihnen mehr Möglichkeiten zu bieten, ihren Stadtteil verlassen haben. Sie wollten nicht, dass ihre Kinder sozusagen im Getto aufwachsen. Es gibt leistungsorientierte Familien, bei denen die Eltern Bildungskredite aufgenommen haben, um z. B. in den Besuch einer bestimmten Schule zu investieren. Sie wurden von einigen deswegen belächelt.

Das heißt aber nicht, dass diese Familien autoritär waren, sondern man hat den Kindern vorgelebt: Du kannst dich hier nur zurechtfinden, wenn du Leistung bringst. – Aber ich würde das nicht als autoritär in dem Sinne, wie ich es beschrieben habe, bezeichnen. Ich würde das anders definieren. Das hat nämlich auch etwas mit Motivation zu tun, und dazu gehört, dass man es erklärt. Das ist mit einer Erklärung verbunden: Du hast in Deutschland eine Chance, wenn du Bildung erwirbst. – Der Unterschied besteht darin, dass man, wenn man autoritär vorgeht, nichts begründet. Wir wissen, was eine autoritäre Haltung aus pädagogischer Sicht bedeutet: Es wird willkürlich gehandelt, es wird nichts erklärt, es wird einfach draufgehauen. Aber hier ist es so, dass man den Kindern erklärt, warum Bildung der Schlüssel ist. Für mich ist das ein Unterschied.

Sachv. **Marc Phillip Nogueira:** Dann habe ich noch nach dem Zusammenhang zwischen Tradition und Modernität gefragt. Kann man sagen, dass die Familien umso weniger an Traditionen festhalten, je moderner und fortschrittsorientierter sie werden?

Herr Prof. **Dr. Toprak:** Das heißt nicht, dass traditionelle Werte nicht in modernen Familien auftauchen. Aber sie werden anders interpretiert, mit anderen Inhalten gefüllt. Nehmen wir z. B. den Begriff „Respekt“. Respekt wird bei den ersten beiden Familientypen immer mit Gehorsam, Unterordnung und dem bedingungslosen Akzeptieren dessen, was ein Älterer sagt, verknüpft. In modernen Familien sagt man: Natürlich solltest du die Erwachsenen respektieren, aber das heißt nicht, dass du ihnen einfach alles nachplappern sollst, ohne es zu hinterfragen. – Das, was der Ältere sagt, zu respektieren ist gut, aber das heißt nicht, dass man alles so macht, ohne sich eine eigene Meinung zu bilden. Respekt wird in diesen Familien anders definiert und mit anderen Inhalten gefüllt. Das kann man als eine Modernisierung der älteren Begriffe bezeichnen.

Abg. **Alexander Bauer:** Ich habe die Frage, inwieweit sich in Bezug auf Gleichberechtigung oder Geschlechtergerechtigkeit Unterschiede zwischen den vier Familientypen, die Sie dargestellt haben, nachweisen lassen. Ohne vorgreifen zu wollen – wir haben

noch eine eigene Sitzung zum Islam insgesamt; da werden wir das vielleicht etwas genauer darstellen können –: Kann die Religiosität hier ein Hemmnis sein? Inwiefern stellt in religiösen oder traditionell geprägten Familien aufgrund ihrer mitgebrachten Einstellung die Teilhabe von Mädchen an der Bildung einen geringeren Wert dar? So habe ich es zumindest wahrgenommen. Ob das vielleicht eine falsche Wahrnehmung ist, mag dahingestellt sein.

Sie haben als wichtiges Erziehungsziel auch den Erwerb interkultureller Kompetenz gefordert. Ich denke, das gilt für beide Gruppen.

(Herr Prof. Dr. Toprak: Ja!)

Sie fordern auch mehr politische Bildung.

(Herr Prof. Dr. Toprak: Auf beiden Seiten!)

– Auf beiden Seiten. – Abgesehen davon, dass Sie es fordern: Haben Sie Handlungsempfehlungen? Reicht das, was in den Schulen gemacht wird, nicht aus? Ist das auch eine Aufgabe der Parteien, die sich anderen Gruppen stärker öffnen müssen? Können Sie uns Handwerkszeug mitgeben, d. h. Maßnahmen nennen?

Herr Prof. **Dr. Toprak**: Ich fange mit Ihrer letzten Frage an. Was die politische Bildung angeht, kann ich nur sagen: Das steckt noch in den Kinderschuhen. Ich habe von der Bundeszentrale für politische Bildung und von der Bertelsmann Stiftung eine Einladung zu einem Kamingespräch am 22. Februar erhalten. Aus zeitlichen Gründen werde ich aber nicht hingehen. Warum erzähle ich das? Man möchte Strategien entwickeln, wie man benachteiligte Jugendliche, vor allem solche mit Migrationshintergrund, für politische Themen gewinnen kann. Dort ist man noch auf der Suche. Deswegen gibt es auch keine Handlungsempfehlungen.

In der Schule müsste man das vielleicht separat thematisieren. Man schiebt immer alles auf die Schulen. Es ist in der Tat so: Alle Kinder tauchen in der Schule auf, aber es sind nicht alle Klienten der Jugendhilfe. An der Schule kommen Kinder und Jugendliche nicht vorbei. Deshalb sollte man sich anschauen, wie man die politische Bildung dort verankern könnte. Das ist für mich entscheidend. Was die politische Ebene angeht, haben wir leider noch Handlungsbedarf.

Zu Ihrer ersten Frage. Religiosität allein ist kein Integrationshemmnis. Man muss aber unterscheiden zwischen Religiosität und religiöser Folie. Das heißt, es stellt sich die Frage: Sind die Leute wirklich religiös, und lehnen sie die Bildung aufgrund ihrer Religiosität ab? Die Frage kann man mit Nein beantworten. Die Religion stellt kein Hemmnis für die Integration und die Bildungsbeteiligung dar.

Aber auf der religiösen Folie zu argumentieren bedeutet, dass man sich auf einer anderen Ebene bewegt. Die Religion wird als Grund genannt, obwohl eigentlich andere Gründe vorliegen. Viele Migranten kennen sich leider mit ihren Werten und Normen nicht aus. Das heißt, Religion und Tradition werden vermischt. Viele kennen sich auch mit ihrer eigenen Religion gar nicht aus. Sie haben etwas von den anderen gehört, und dann haben sie noch etwas im Moscheeverein mitbekommen.

Deshalb fordere ich auch, dass die Imamausbildung in deutscher Sprache an deutschen Hochschulen erfolgt. Viele Kulturvereine haben nämlich als Vorsitzende irgend-

welche Imame, die sich selbst zu Imamen ernannt haben und die Religion gar nicht kennen. Dort werden Halbwahrheiten vermittelt, die aber mit der Religion als solcher gar nichts zu tun haben. Wenn man von Religion spricht, muss man also hinter die Kulissen schauen und sich fragen, ob es sich wirklich um Religiosität handelt oder ob da etwas mit der religiösen Folie begründet wird. Das ist für mich etwas ganz anderes.

Herr **Gieseler**: Ich habe zwei Fragen. Bei der ersten Frage – ein Stück weit haben Sie die schon beantwortet – geht es um das Thema Kirche. Ich kann Ihren Ausführungen entnehmen, dass Sie die Kirche mit in die Verantwortung nehmen, eine Brücke zwischen Tradition und Modernität zu schlagen. Ich bitte Sie, eine Einschätzung zu geben, was seitens der Kirche – in diesem besonderen Fall seitens der Moscheen – zu leisten wäre, um den Prozess an der Stelle zu beschleunigen. Das ist die Forderung an die Kirchen.

Zweite Frage. Es war auffällig, dass Sie im Zusammenhang mit der politischen Bildung die Forderung aufgestellt haben, den Migrantinnen und Migranten das Wahlrecht auf kommunaler Ebene zu geben. Da stellt sich für mich die Frage, warum man sich auf die kommunale Ebene beschränkt: Warum sollen die Migranten nicht auch Landtags- und Bundestagsabgeordnete wählen?

Herr Prof. **Dr. Toprak**: Wissen Sie, warum? Ich weiß, dass das eine Illusion ist. Man muss klein anfangen. Ich habe in Deutschland gelernt, kleine Brötchen zu backen: erst das kommunale Wahlrecht, später das Wahlrecht auf der Landesebene und schließlich das Wahlrecht auf der Bundesebene. Wenn man das ganze Paket verlangt, bekommt man gar nichts.

(Heiterkeit)

– Das war jetzt der Spaßeffect. – Aber ich muss sagen, das hat sich jetzt auf die Integration bezogen. Ich habe ausgeführt, dass die Integration in der Regel eher auf der kommunalen Ebene stattfindet. Daher habe ich mich zunächst für das kommunale Wahlrecht ausgesprochen. Aber grundsätzlich bin ich dafür, dass man auf allen Ebenen das Wahlrecht hat.

Zu der nächsten Frage. Wenn ich Sie richtig verstanden habe, meinen Sie, wenn Sie von der Kirche sprechen, nicht die evangelische oder die katholische Kirche, sondern die Moscheen. Als Erstes muss es dort zu einer Professionalisierung kommen. Bis jetzt haben wir dort keine professionellen Strukturen. Der erste Schritt wäre, dass die Professionalisierung mithilfe der Imame erfolgt. Es gibt sehr viele selbst ernannte Imame; das ist ein größeres Problem. Ein kleineres Problem ist, dass viele Imame aus dem Ausland, z. B. aus der Türkei, nach Deutschland geschickt werden und die hiesigen Strukturen gar nicht kennen. Die haben eine universitäre Ausbildung, kommen für fünf Jahre hierher und haben am Ende ihres Aufenthalts gerade einmal die Struktur in Deutschland kennengelernt und beherrschen Deutsch gut genug, dass es zum Einkaufen langt. Dann müssen sie zurückgehen.

Das hilft uns nicht weiter; denn diese Imame kennen die Migrationsstruktur in der hiesigen Gesellschaft nicht. Das ist in der Tat ein Problem. Ich bin der Meinung, dass wir mit der Implementierung der Ausbildung der Imame in Deutschland einen Schritt voran gemacht haben. Das wird hoffentlich dazu beitragen, dass die Strukturen professioneller werden. Manche Kultur- und Moscheevereine sind für mich in der Tat ein Problem. Das muss ich ganz deutlich sagen.

Abg. **Hans-Christian Mick:** Ich habe eine generelle Frage zu einer These, die sich auch durch die Diskussionen in den vorangegangenen Sitzungen gezogen hat – mal mehr, mal weniger stark. Die Debatte, die im vergangenen Jahr geführt wurde, ist hier angesprochen worden. In dieser Debatte hat man sich stark auf die negativen Aspekte des Themas Integration konzentriert. Das haben Sie auch erwähnt.

Würden Sie abschließend sagen, dass all die Probleme, über die diskutiert wird – die im Zusammenhang mit den konservativ-autoritären Familien auch hier angeklungen sind –, reine Schicht-, Status- und Milieuprobleme sind, oder würden Sie sagen, sie haben auch etwas mit dem Thema Migration/Integration an sich zu tun? Würden Sie sagen, dass das Schicht- und Statusprobleme sind, die verschwinden, wenn wir die Leute bilden?

Herr Prof. **Dr. Toprak:** Die These vertrete ich schon lange: Es sind meistens soziale Probleme. Das muss man ganz eindeutig sagen. Auch die Frage, ob Religion ein Hindernis ist, kann man mit Nein beantworten. Wir wissen nämlich, dass in bestimmten muslimischen Milieus, z. B. bei den Iranern oder den Afghanen, der Anteil derjenigen, die das Abitur oder einen Hochschulabschluss haben, sehr hoch ist. In diesen Fällen sind Menschen, die einem ganz anderen Milieu angehören, nach Deutschland ausgewandert. Sie waren sehr bildungsaffin.

Wenn man zwischen den muslimisch geprägten Gruppierungen unterscheidet, erkennt man sehr große Unterschiede. Formal am wenigsten integriert sind die Libanesen und die Menschen, die aus der Türkei stammen. Das ist das untere Ende der Skala. Am oberen Ende der Skala befinden sich die Iraner und die Afghanen. Wir wissen, dass zwei Drittel der Iraner und der Afghanen das Abitur machen. Das heißt, die Bandbreite ist sehr groß. Das hat in der Tat auch etwas mit den sozialen, wirtschaftlichen und bildungspolitischen Landschaften zu tun.

Abg. **Barbara Cárdenas:** Ich habe zwei Fragen. Auf die erste Frage sind Sie jetzt schon ein bisschen eingegangen. Sie betrifft die Abhängigkeit der Familientypen vom aktuellen sozialen Status, der allerdings nicht unbedingt mit dem Bildungsabschluss zusammenhängen muss. Es gibt viele Menschen, die trotz hoher Bildungsabschlüsse Taxi fahren oder Hartz IV beziehen. Meine Frage ist: Ist der Familientyp vom sozialen Status abhängig oder doch eher von der Herkunft und von der Familienstruktur, die vorher gegeben war?

Zweite Frage. Sie haben mehrfach gesagt, man müsse mehr Geduld haben. Das reizt mich ein bisschen; denn wir sind hier für die Landespolitik verantwortlich. Ich frage Sie daher: Was können wir forcieren? Wo können wir dazu beitragen, dass es an diesem Punkt vorangeht? Welche Kräfte arbeiten aus Ihrer Sicht dagegen – Stichwort: Graue Wölfe; darüber wird in letzter Zeit häufig in der Tagespresse berichtet –, und wie müssen wir als Landespolitiker damit umgehen?

Herr Prof. **Dr. Toprak:** Wenn ich sage, wir müssten ein bisschen mehr Geduld haben, heißt das nicht, dass wir politisch nicht aktiv sein sollten. Vielmehr habe ich das in Bezug auf die Ergebnisse gemeint: Wir müssen Geduld haben, weil es eine Weile dauert, bis wir gute Ergebnisse erzielt haben. Es dauert eine Zeit, bis sich bei den Migranten gewisse Dinge weiterentwickeln und eine Veränderung in Gang kommt. Das heißt aber nicht, dass die Politiker nicht agieren sollten. Das wollte ich damit nicht sagen. Natürlich muss

man bestimmte Schritte einleiten. Aber es wird nicht von heute auf morgen alles schön sein. Das wollte ich damit sagen.

Bestimmte seit Jahrzehnten verankerte Werte, Normen und Vorstellungen kann man nicht von heute auf morgen verändern. Wie denn auch? Das geht doch gar nicht. Ich könnte auch nicht sofort auf den Kaffee verzichten, den ich jeden Tag morgens trinke. Man müsste mir z. B. etwas anbieten, was besser schmeckt. Das heißt, man muss Alternativen aufzeigen. Ein Beispiel für etwas, was man auf die Schnelle machen kann: Man könnte vorhandene Projekte flächendeckend implementieren.

Ich möchte in diesem Zusammenhang auf ein niedrigschwellige Angebot eingehen: In Bayern wird das Projekt ELTERN TALK – mit Eltern reden – durchgeführt. Man hat dabei alle Menschen im Visier gehabt, unabhängig davon, woher sie stammen. Eigentlich hat man es für deutsche Eltern gemacht. Es funktioniert so, dass Sozialpädagogen Eltern ausbilden. Die Eltern lernen, eine Gesprächsrunde zu einem bestimmten Thema zu moderieren, das mit Kindererziehung zu tun hat. Das heißt, die Eltern laden andere Eltern zu sich nach Hause ein und reden über ein Thema, z. B. über Taschengeld – was immer die Eltern beschäftigt. Nach fünf Jahren hat sich herausgestellt, dass 70 % der teilnehmenden Eltern Migranten sind. Man hat immer den Eindruck, dass die Migranten gar nicht kommen. Nun hat sich herumgesprochen, dass 70 % der Teilnehmer Migranten sind, und das, obwohl man die Migranten gar nicht angesprochen hatte.

Warum nehmen die Migranten daran teil? Man hat festgestellt, dass es zum einen etwas mit der Niedrigschwelligkeit zu tun hat. Zum anderen ist die Sozialpädagogin eher inaktiv. In dem Fall ist sie nur als Schulungsmitarbeiterin tätig. Dann hat man auch keine Hemmungen, andere Eltern in die eigene Wohnung einzuladen. Man lernt eher von den anderen Eltern. Das heißt, man begegnet sich auf Augenhöhe. 70 % der Teilnehmer waren Migranten; von diesen wiederum stammten 80 % aus der Türkei. Wenn man bestimmte Mittel hat, kann man einen solchen Prozess also fördern. Ich kann mir vorstellen, dass man, wenn es um kurzfristige Maßnahmen geht, ein solches Projekt auf andere Bundesländer überträgt; dort sind bestimmte Sachen schließlich schon vorhanden.

Was langfristige Maßnahmen angeht, muss ich leider passen. Ich sage offen, ich habe darauf keine Antwort.

Abg. **Ismail Tipi:** Herr Prof. Toprak, Sie haben bereits einige Fragen beantwortet – zumindest die drei Fragen, die ich gestellt habe. Eine Frage habe ich doch noch: Sie sprachen über die Imamausbildung. Sie haben ihre Beweggründe genannt und erläutert, wofür das in der Zukunft gut sei. Was ist Ihre persönliche Meinung? Wie werden diese an deutschen Hochschulen in deutscher Sprache ausgebildeten Imame in den türkischen Gemeinden wahrgenommen oder angenommen? Ich habe inzwischen in vielen Gesprächen gehört, dass diese – das ist jetzt übertrieben – weichgespülten oder Light-Imame in den Gemeinden nicht sehr hoch angesehen sind. Welche Chancen räumen Sie diesen Imamen langfristig ein, in den Gemeinden akzeptiert zu werden? Welche langfristigen Vor- und Nachteile hat diese neue Bewegung?

Herr Prof. **Dr. Toprak:** Ich weiß nicht, wer diese Meinung vertritt. Wir haben noch keinen einzigen Imam ausgebildet. Ich kann nur sagen, dass wir das abwarten müssen. Das eigentliche Problem ist: Werden die Gemeinden überhaupt die finanziellen Mittel haben, um einen ausgebildeten Imam zu beschäftigen? Ich glaube, das ist das Hauptproblem. Darauf müsste man eingehen.

(Abg. Mürvet Öztürk: Genau!)

Ich kann nur eines sagen: Ob weichgespült oder nicht – ich werde alles Mögliche, aber kein Imam –, es sind bestimmte Leute, die diese Ausbildung machen. Diese Menschen haben sowieso von Anfang an eine Affinität zu religiösen Fragen, und sie vertreten auch in der Öffentlichkeit ihre Meinung. Die Bedenken sind berechtigt, und man sollte sie erst einmal so stehen lassen. Man sollte abwarten, wohin die ersten Absolventen gehen. Ob sie angenommen werden, ist eine andere Frage.

Abg. **Kordula Schulz-Asche:** Sie haben einen sehr engen Zusammenhang zwischen der Einbürgerung und dem Modernisierungsprozess bei den Familien hergestellt. Nun ist die Einbürgerung sicherlich eine Entscheidung, die nicht von Einzelpersonen, sondern innerhalb der Familie getroffen wird. Es gibt zwei Möglichkeiten. Die eine ist, dass der Wunsch nach Einbürgerung im Laufe der Modernisierung auftritt. Die andere ist, dass durch die Einbürgerung die Modernisierung befördert wird. Daher ist meine Frage: Welche Möglichkeiten sehen Sie, die Einbürgerungsprozesse so zu gestalten, dass sich mehr Familien auf diesen Weg begeben und eine Einbürgerung beantragen?

Herr Prof. **Dr. Toprak:** Ich möchte Sie nicht korrigieren; aber es kann sein, dass ich falsch verstanden wurde. Ich habe Einbürgerung und Integration nicht in diesen Zusammenhang gebracht, sondern ich habe nur festgestellt, dass in diesen Familien mehr eingebürgert sind. Aber ich habe keine Korrelation gesehen. Das war nur eine Feststellung im Rahmen der Untersuchung. Aber als eine Korrelation im Sinne von „mehr eingebürgert gleich stärker integriert“ möchte ich das nicht verstanden wissen.

Dazu muss man sagen: Der Besitz eines Passes hat auch eine emotionale Seite. Ich habe mich vor elf Jahren einbürgern lassen. Als ich meinen alten Pass nicht mehr hatte, hatte ich das Gefühl, es fehlt etwas. Wissen Sie, warum? Mit diesem Pass sind auch noch weitere Dinge verbunden. Wenn man ein Mann ist, ist der Militärdienst damit verbunden. Die Aufenthalts- und die Arbeitserlaubnis sind daran gekoppelt. Die meisten Menschen denken, das müssten sie haben, das sei eine Pflichtaufgabe.

Viele wollen ihn auch nicht hergeben, weil sich für sie die Identifikation mit dem Herkunftsland darin ausdrückt, vor allem bei der ersten Generation. Einbürgerung bedeutet nicht automatisch, dass man integriert ist. Man kann auch mit einem türkischen oder einem syrischen Pass sehr gut integriert sein. Der Pass des Herkunftslands spricht einfach die emotionale Seite an, und das sollte man den Menschen nicht unbedingt nehmen. Aber für mich ist es nicht so, dass Eingebürgerte per se integrierter sind. Wir wissen auch, dass die meisten Angehörigen der ersten Generation den Einbürgerungstest gar nicht bestehen können, weil sie nicht richtig Deutsch sprechen. Bei der zweiten und dritten Generation gibt es in Bezug auf den Test keine solch großen Schwierigkeiten, aber da spielt die emotionale Seite eine Rolle. Das muss man den Menschen lassen; das ist einfach nicht begründbar.

Abg. **Mürvet Öztürk:** Ich möchte noch einmal auf die Imamausbildung eingehen sowie auf Ihren Hinweis, dass aus dem Iran und Afghanistan viele Personen mit akademischen Abschlüssen nach Deutschland gekommen sind. Zu der Imamausbildung habe ich diese Frage: Nach meiner Erkenntnis haben die Personen, die diese Ausbildung anstreben, nicht nur eine besondere Affinität zur Religion, sondern sie schlagen die Hochschullaufbahn auch ganz gezielt ein, um später in ihren Gemeinden ein höher qualifiziertes und

in deutscher Sprache gehaltenes religiöses Angebot zu machen. Können Sie das bestätigen? Haben Sie auch etwas in dieser Richtung mitbekommen?

(Herr Prof. Dr. Toprak: Ich bin kein Islamforscher!)

– Es kann ja sein, dass Sie sich mit Ihren Kollegen austauschen und von daher etwas mitbekommen. Aber gut.

Die andere Frage ist. Sie haben Iraner und Afghanen als Beispiele für Menschen genannt, die mit akademischen Abschlüssen hierherkommen, während bei Türken und Libanesen die formale Integration eher gering sei. Gibt es Untersuchungen dazu, dass beispielsweise die Personen, die als politisch Verfolgte nach Deutschland gekommen und auch als solche anerkannt worden sind, eher einen akademischen Hintergrund mitgebracht haben und dass daher ihre Kinder leichter akademische Abschlüsse erlangen können, während nur eine geringe Zahl der Kinder derer, die über die Arbeitsmigration hierhergekommen sind und eher zu den Bildungsbenachteiligten zählen, höhere Abschlüsse hat? Gibt es einen solchen Zusammenhang?

Herr Prof. **Dr. Toprak**: Es gibt einen solchen Zusammenhang.

Abg. **Mürvet Öztürk**: Wenn Sie von Türken und Libanesen sprechen, meinen Sie damit das Beispiel aus Berlin, oder haben Sie in anderen Städten ebenfalls sehr große Integrationsdefizite bei libanesischen sowie türkischen Bürgerinnen und Bürgern mitbekommen? Meine Frage ist: Darunter waren sehr viele Geflüchtete und Geduldete, die hier jahrelang nicht arbeiten durften. Hat das etwas damit zu tun, dass die Integration sehr schwierig ist?

Herr Prof. **Dr. Toprak**: Ich habe nicht von Integration gesprochen, sondern von Bildungsabschlüssen. Einen Bildungsabschluss zu haben bedeutet nicht, dass man sofort integriert ist. Die Wissenschaftler sind da sehr genau. Vielleicht ist man formal in eine Berufsausbildung oder in eine Schule integriert.

Bei dem, was Sie gesagt haben, gibt es in der Tat einen Zusammenhang. Aus Afghanistan oder aus dem Iran sind meistens Bildungseliten ausgewandert. Natürlich haben die eine andere Affinität zur Bildung. Aus dem Libanon – die meisten leben in Berlin – sind ganz andere Menschen ausgewandert: Bürgerkriegsflüchtlinge, arme Menschen. Was die türkischen Migranten angeht, so wissen wir, dass drei Viertel der Menschen aus ländlichen Gebieten – aus den anatolischen Dörfern – ausgewandert sind. Wenn man das unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, kann man sagen, dass die Integration bei vielen gut gelungen ist. Das heißt, wenn ich mir die Strukturen anschau, kann ich mir vorstellen, dass es mehr Probleme hätte geben können.

Abg. **Hans-Christian Mick**: Ich möchte kurz auf ein bundespolitisches Thema umschwenken. Sie haben auf Ihrer ersten Folie erwähnt, dass die Zuwanderung heute meistens über den Familiennachzug erfolgt. Vor einigen Jahren gab es eine Verschärfung dahin gehend, dass die Ehepartner noch im Ausland einen Test machen müssen. Das wird zum Teil gelobt, zum Teil aber auch sehr hart kritisiert. Können Sie aus Ihrer Sicht schildern, wie sich das auf die Integration von Familien ausgewirkt hat? Ist das gut? Ist das schlecht? Haben Sie Erfahrungen damit gemacht?

Herr Prof. **Dr. Toprak**: Ich habe das in meinem letzten Buch „Das schwache Geschlecht – die türkischen Männer“ sogar gefordert, ganz einfach deshalb, damit sich die Leute auf eine Migration nach Deutschland überhaupt einlassen und sich mit dem Thema beschäftigen. Ehrlich gesagt, ich habe die Lage ein bisschen unterschätzt. Wie soll jemand, der 300 km entfernt von der nächsten Stadt in einem anatolischen Dorf lebt, einen Integrationskurs oder einen Deutschkurs absolvieren?

Das hat Vor- und Nachteile. Die Konstellation, wie wir sie bis jetzt haben, nämlich der Besuch von Integrationskursen in Deutschland – nicht die Deutschkurse in den Herkunftsländern –, finde ich ganz gut. Ich habe auch unterschätzt, dass es viele – meistens sind es die Frauen – Analphabeten gibt. Wir haben bei der Durchführung der Integrationskurse erkannt, dass man parallel zum Deutschunterricht Alphabetisierungskurse anbieten muss. Es hat also alles Vor- und Nachteile. Ich finde die Regelung im Nachhinein etwas schwierig. Aber ich habe das selbst gefordert. Es ist auch gut, dass sich die Menschen damit beschäftigen. Ich weiß jedoch, dass es in der Praxis Schwierigkeiten gibt. Vielleicht muss man auch strukturell nachbessern.

Abg. **Hans-Christian Mick**: Was sind das für Schwierigkeiten?

Herr Prof. **Dr. Toprak**: Zum Beispiel gibt es nicht in jeder Stadt eine Schule, an der man Deutsch lernen kann. Nicht in jeder Stadt findet sich ein Goethe-Institut.

(Abg. Mürvet Öztürk: Nicht in jedem Dorf!)

– Nicht in jedem Dorf, aber auch nicht in jeder Stadt. Das wollte ich sagen.

Abg. **Hans-Christian Mick**: Es ist also kein Problem der Tests an sich, sondern die Schwierigkeit ist eher, dass sie nicht verfügbar sind.

Herr Prof. **Dr. Toprak**: Ja. Wenn man so etwas macht, muss man sich auch anschauen, wie das praktisch funktionieren kann.

Sachv. Prof. **Dr. Friedrich Heckmann**: Ich möchte eine kurze Anmerkung zu der Professionalisierung der Imame machen und an etwas erinnern, was Herr Prof. Pfeiffer in seinem Vortrag ausgeführt hat und was man, wie ich finde, als praktische Empfehlung festhalten sollte: Er hat vorgeschlagen, dass man die Imame als Religionslehrer bezahlt. Die Imame sind in dem Fall als staatliche Religionslehrer in den Schulen tätig und beziehen daraus ein Einkommen, das ihnen die Moscheevereine nicht garantieren können. Das wäre eine Integration in das Bildungssystem und eine Verknüpfung mit den Moschegemeinden, etwas, was es auch bei den christlichen Kirchen gibt: Priester und Religionslehrer. Ich glaube, das könnte das Niveau heben und sowohl den Gemeinden dienen als auch die Akzeptanz stärken.

Das möchte ich festhalten; denn diese Enquetekommission soll schließlich auch praktikable Vorschläge machen. Das scheint mir ein Vorschlag zu sein, an dem es sich festzuhalten lohnt.

Herr Prof. **Dr. Toprak**: Ich finde den Vorschlag sehr gut, zumal dann auch die Bezahlung geregelt ist. Aber ich glaube, dass die meisten Menschen mit einem muslimischen Migrationshintergrund das nicht annehmen werden. Unter Umständen denken sie: Wieder die Schule, wer weiß, was die da machen. – Ich denke, das ist ein guter Vorschlag. Aber ich weiß auch, dass es sehr viel Misstrauen in den Gemeinden geben wird, weil sie darin eine Schulangelegenheit sehen werden.

Sachv. Prof. **Dr. Friedrich Heckmann**: Das Misstrauen kann man überwinden.

Herr Prof. **Dr. Toprak**: Ich wollte nur darauf hinweisen, dass es Misstrauen geben wird. Aber das heißt nicht, dass ich den Vorschlag schlecht finde.

Vorsitzender: Es gibt keine weiteren Wortmeldungen. Herr Dr. Toprak, herzlichen Dank. – Frau Dr. Schouler-Ocak, Sie haben jetzt das Wort.

Frau **Dr. Schouler-Ocak**: Sehr geehrter Herr Vorsitzender! Sehr geehrte Damen und Herren! Ich bin Leitende Oberärztin an der Charité Berlin, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie. Vielen Dank für die Einladung. Ich bin sehr gerne gekommen und werde Ihnen einiges präsentieren.

(Präsentation Schouler-Ocak siehe Anlage 2 – Folie 2: „Arbeitsmigration in den 60ern“)

Einführend möchte ich Ihnen einige Bilder aus den Anwerbeszenen im Jahre 1961 zeigen. Wir wissen, dass die Anwerbevereinbarungen bestimmte Untersuchungen beinhalteten bzw. die Menschen, die als Arbeitskräfte hierher angeworben wurden, bestimmten Untersuchungen unterworfen waren. Hier sehen Sie eine Szene aus den Untersuchungen. Die Schamgrenze wurde verletzt, die Untersuchungen sind teilweise im wahren Sinne des Wortes unter die Gürtellinie gegangen. Die Betroffenen wurden nicht besonders gut behandelt. Man hat nur Gesunde hereingelassen, nicht nur körperlich, sondern auch seelisch Gesunde. Der Healthy-Migrant-Effekt ist der Grund – in den 70er- und 80er-Jahren wurde immer berichtet, dass Migranten gesünder sind als Einheimische –, warum sie gesünder waren. Das hat sich später geändert, nachdem die Familien nachgezogen sind.

(Schouler-Ocak Folie 3: „Verstärkter Familiennachzug in den 70ern“)

Bereits in den 70er-Jahren gab es Klassen, in denen alle Beteiligten einen Migrationshintergrund hatten, also reine „Migrantenklassen“. Das ist kein Problem der neueren Zeit. Das heißt, in den letzten Jahrzehnten mussten wir ganz viele Versäumnisse über uns ergehen lassen.

(Schouler-Ocak Folie 4: „Von den 80ern bis heute“)

In den 80er-Jahren kamen andere Migranten: politisch Verfolgte etc. Heutzutage ist die Heiratsmigration eine der wenigen Möglichkeiten, überhaupt hierher zuzuwandern. Wir haben vorhin gehört, welche Hürden da im Wege stehen.

Vielleicht nicht so bekannt ist, dass es auch Remigrationsprämien gab. Meines Wissens sind in dieser Zeit etwa 1,6 Millionen Menschen mit türkischem Migrationshintergrund wieder zurückgewandert. Es war nicht nur ein Kommen, sondern auch ein Gehen.

Wir wissen natürlich auch, dass ganz viele Migranten sehr erfolgreich integriert sind und ganz viel dazu beitragen, dass es hier funktioniert, wie es funktioniert.

(Schouler-Ocak Folie 5: „Migrationsprozess nach C. E. Sluzki“)

Etwas anderes möchte ich Ihnen noch mit auf den Weg geben, das ist wichtig für die Präventionsarbeit: Jeder Mensch durchläuft bei einem Migrationsprozess diese Phasen. Sie sind von dem Psychologieprofessor Sluzki aus Kalifornien entwickelt worden. Er sagt: Jeder Mensch, der freiwillig oder unfreiwillig migriert, durchläuft diese Phasen. – Sie sind wichtig, weil die Menschen in der Phase der Dekompensation – ich bin Medizinerin, daher kenne ich mich in dem Bereich ganz gut aus – im Gesundheitssystem auftauchen. Das passiert im Durchschnitt sieben bis acht Jahre nach der Einwanderung. Politisch Verfolgte kommen vielleicht früher, andere später. Man weiß, dass nach dem Migrationsakt an sich eine Phase der Goldgräberstimmung herrscht. Irgendwann aber kippt die Stimmung, und es kommt zu Dekompensationen. Jeder weiß, dass dieser Prozess durchlaufen wird. Daher könnte in dem Bereich etwas Präventives stattfinden, damit es nicht zur Dekompensation kommt, die eine Menge Geld kostet.

(Schouler-Ocak Folie 6: „Belastende Faktoren“)

Belastungsfaktoren, die auf Migranten prallen: Ich kann nicht auf alle eingehen, sondern möchte nur den Statusverlust herausgreifen, der vielleicht nicht so intensiv betrachtet wird. Wenn ich aus einem kollektiven Zusammenhang herausgerissen werde, in dem ich jemand war, vielleicht eine Frau, die gehört wurde, und im Rahmen des Migrationsprozesses plötzlich ganz woanders lande, niemand bin, keine sozialen Kontakte, keine Unterstützung habe, dann kann es mir psychisch sehr schlecht gehen. Es gibt noch viele andere Faktoren, auf die ich später noch einmal zurückkomme; denn ich möchte Ihnen gern ein Projekt vorstellen.

(Schouler-Ocak Folie 7: „Protektive Faktoren“)

Es geht um Dissonanzen zwischen den Wertvorstellungen der Aufnahmegesellschaft und der Entsende- oder Herkunftsgesellschaft. Hierbei müsste auch über protektive Faktoren geredet werden. Die Religion – wir haben vorhin einiges darüber gehört – ist ein sehr wichtiger Schutzfaktor. Sie kann, wenn ich sie extrem lebe, auch zu Störungen führen, ist aber in der Regel ein Schutzfaktor, ein Halt, ein ideologiestiftender Faktor.

Traditionen sind ebenfalls ganz wichtige identitätsgebende, haltgebende Strukturen. Wenn ich jemandem im Rahmen einer Assimilation seine Traditionen und Wertvorstellungen völlig wegnehme, kann es sein, dass er seinen Halt verliert und dekompenziert – psychisch, körperlich, wie auch immer – und in seinen Funktionen im Bereich der gesellschaftlichen Strukturen, in die er eingebettet ist, geschwächt ist.

Die familiären Strukturen sind die stärksten protektiven Schutzfaktoren. Soziale Unterstützung ist äußerst wichtig. Natürlich gibt es auch andere Dinge – emotionale Belastung, mangelnde Integration –, die durch die familiären Strukturen erheblich beeinflusst werden.

Reden zu können, die Sprache ist sehr wichtig. Das heißt, ich kann mich mitteilen und viele andere Dinge machen.

(Schouler-Ocak Folie 8: „In der Familie gesprochene Sprache“)

In einer Untersuchung in 350 psychiatrischen Einrichtungen wollten wir wissen: Wie viele Migranten gibt es überhaupt in den Einrichtungen? Es geht um die Inanspruchnahme der stationären psychiatrisch-psychotherapeutischen Angebote. Wir haben damals gesehen – das war 2006 –, dass 62 % der Patienten mit Migrationshintergrund zu Hause nicht deutsch gesprochen haben, sondern eine andere Hauptsprache hatten: Russisch, Türkisch, Polnisch usw. Sprache ist äußerst wichtig.

(Schouler-Ocak Folie 9: „Bettenzahl und Migrantenanteil nach Art der Einrichtung aufgeschlüsselt“)

Eine andere Information, die ich Ihnen nicht vorenthalten möchte, betrifft die Psychotherapie im stationären Bereich. Überhaupt nur 4,5 % der Patienten in der psychosomatischen/psychiatrischen Therapie haben einen Migrationshintergrund. Wir wissen, wie wichtig die Psychotherapie für die Entwicklung ist. Auch in der Gerontopsychiatrie, der Alterspsychiatrie, sind die Betroffenen noch nicht angekommen. By the way, ich möchte Ihnen noch eine andere Zahl mitgeben: In der Forensik – dort werden psychisch krank gewordene Menschen, die ein Delikt begangen haben, behandelt – beträgt der Anteil 27 %. Das ist enorm viel. So ähnlich sieht es in der Abhängigkeitsabteilung aus.

(Schouler-Ocak Folie 10: „Frühe Alterungsprozesse der 1. Migrantengeneration“)

Vorhin hatte ich die Gerontopsychiatrie erwähnt. Es gibt Hinweise darauf, dass Menschen mit Migrationshintergrund schneller altern. Nach Untersuchungen altern Menschen mit türkischem Migrationshintergrund etwa um zehn Jahre schneller und bilden bestimmte Erkrankungen im Vergleich zu gleichaltrigen Einheimischen früher aus. Dafür gibt es viele Gründe, unter anderem körperlich belastende Tätigkeiten nach ihrer Ankunft. Wir wissen, dass die angeworbenen Arbeitskräfte unheimlich schwere körperliche Tätigkeiten zu verrichten hatten, die ihre Ressourcen völlig ausgeschöpft haben, die sie dann nicht mehr auffüllen konnten. Es gibt auch ein hohes Risiko gesellschaftlicher Desintegration. Sie haben keine Verstärkung bekommen, sondern sind im Gegenteil stigmatisiert, diskriminiert worden. Sie haben ihre Batterien nicht aufladen können, sondern nur gegeben, und die Zugangswege zu medizinischen Diensten sind nicht bekannt.

(Schouler-Ocak Folie 11: „Menschen mit Migrationshintergrund über 60 Jahre“)

Nicht nur die Zahl der Kinder mit Migrationshintergrund ist hoch, sondern auch die der älteren Menschen; die erste Generation kommt langsam in das Alter. Auf diese Zahlen sind wir nicht vorbereitet. Ich spreche jetzt für die Medizin: Es gibt keine Testverfahren, testpsychometrischen Instrumente, um z. B. eine Demenzerkrankung richtig zu diagnostizieren. Daher erfolgen viele Fehldiagnosen, Fehluntersuchungen, Fehlbehandlungen, die alle viel Geld kosten.

(Schouler-Ocak Folie 12: „1,2 Millionen Demenzerkrankte in BRD“)

Es gibt ca. 1,2 Millionen Menschen mit einer Demenz, von denen etwa 100.000 einen Migrationshintergrund haben. Untersuchungen weisen sehr wohl darauf hin, dass Menschen mit Migrationshintergrund früher eine Demenz ausbilden als gleichaltrige Einheimische.

(Schouler-Ocak Folie 13: „Demenz und Migration: Ätiologie und Prävalenz“)

Sie haben auch andere Komorbiditäten, also Erkrankungen, Risikofaktoren, die das bewirken. Wenn man das nicht weiß, kann man nicht gegensteuern.

(Schouler-Ocak Folien 14 und 15: „Wertewelt ...“)

Zu den Wertewelten der Menschen: Im Rahmen des Migrationsprozesses ändert sich vieles, auch die Werte der Menschen ändern sich. Ich habe Ihnen einige wenige Aspekte aus der Studie von ILJEBERG mitgebracht. Man hat beispielsweise Deutsche, Deutsch-Türken und Türken in der Türkei zu ihren Wertevorstellungen befragt: Wie sehen sie aus? Sind es die gleichen Werte, oder wandeln sie sich? – Sie wandeln sich peu à peu, aber es dauert. Eine Frage hatte das Thema „Kein Mitspracherecht bei der Wahl des Ehepartners“. Dies haben interessanterweise 5 % der Deutschen bejaht, 48 % der Deutsch-Türken und 68 % der Türken in der Türkei. Hier ist ein Wandel im Gange, der zwar noch nicht ausgeprägt ist, aber er ist da.

Ein anderer wichtiger Punkt, den ich kurz erwähnen möchte, ist die Jungfräulichkeit als Grundvoraussetzung für die Eheschließung. Sie sehen, dass das auch einige Deutsche befürworten, aber es sind 48 % der Deutsch-Türken und immerhin 72 % der Türken in der Türkei. Auch hier passiert etwas.

(Schouler-Ocak Folie 16: „Migranten-Milieus – SINUS SOCIOVISION“)

Wir haben ganz viel zu familiären Strukturen gehört, auch ich möchte Ihnen einiges dazu sagen. Herr Toprak hat die familiären Konstellationen vorgestellt, es existieren aber auch die Übergänge. Ich meine, dass die Milieustudie die gesellschaftliche Situation besser abbildet. Sie zeigt, dass es unterschiedliche Milieus gibt, beispielsweise ein religiös verwurzelt Milieu, und darin bestimmte Wertevorstellungen. Die Milieus sind trennschärfer als die Ethnien. Das heißt, in diesem Milieu sind nicht nur die ethnischen Zugehörigkeiten zusammengefasst, sondern Wertevorstellungen aus verschiedenen ethnischen Gruppierungen. Das ist eine qualitative Untersuchung, keine repräsentative, in der man z. B. 100 Menschen in mehrstündigen Tiefeninterviews befragt hat, um die Milieus überhaupt erstellen zu können.

Bei den Milieus wird zum einen die soziale Lage, zum anderen aber auch die Grundorientierung erfasst. Man muss wissen: Je höher das Milieu ist, desto höher die Bildung, das Einkommen, und man gehört auch höher qualifizierten Berufsgruppen an. Je mehr rechts man sich bewegt, desto moderner die Orientierung. Man distanziiert sich quasi von dem mitgebrachten tradierten Wertesystem.

(Schouler-Ocak Folie 17: „Türkischstämmige Migranten bilden keine homogene Gruppe – SINUS SOCIOVISION“)

Ich möchte Ihnen auch das Bild für die türkischstämmigen Menschen vor Augen führen. Sie sehen, dass die türkischstämmigen Migranten in den Milieus „religiös verwurzelt“ oder „hedonistisch subkulturell“ überrepräsentiert sind. In den oberen Milieus hingegen sind sie unterrepräsentiert. Das hat eine Historie und hängt mit den Anwerbebedingungen – das haben wir schon von Herrn Toprak gehört – zusammen. 90 % der ersten Generation von zugewanderten Menschen aus der Türkei stammen aus ländlichen Regionen. Das heißt, sie sind vom Dorf ohne irgendeinen Zwischenschritt nach Deutschland gewandert – das bildet sich hier wieder ab –, und sie haben bislang wenig bekommen, um sich zu integrieren. Seit zehn oder 15 Jahren wird dies aktiver angegangen, aber

davor ist wenig passiert. Das muss man sich noch einmal vergegenwärtigen. Die Forderung „Die integrieren sich nicht“ müssen wir an uns selber richten. Warum haben wir es nicht zugelassen? Warum haben wir nicht aktiv etwas dazu beigetragen?

(Schouler-Ocak Folie 18: „Rollenbilder in Migranten-Milieus“)

Ich möchte Ihnen in diesem Zusammenhang einige Rollenbilder der einzelnen Milieus vorstellen – nicht alle, das würde den Rahmen sprengen –, weil daraus die männlichen und weiblichen Rollenbilder sehr gut zu erfassen bzw. zu entnehmen sind.

(Schouler-Ocak Folie 19: „Rollenbilder in Migranten-Milieus, A3 Religiös-verwurzeltes Milieu (19 %)“)

19 % der Menschen mit türkischem Migrationshintergrund sind dem religiös verwurzelten Milieu zuzuordnen. Die Zahl liegt insgesamt bei den Menschen mit Migrationshintergrund bei 9 %. Es handelt sich um ein archaisch, bäuerlich geprägtes Milieu, in dem eine ganz bestimmte, strikte, tradierte patriarchalische Rollen- und Aufgabenteilung herrscht, z. B.: Der Mann ist Beschützer und Ernährer der Familie. Es gibt ganz klare Regeln, an die man sich zu halten hat. Er erfüllt seine religiösen Pflichten und vermittelt seiner Familie die richtigen Werte.

(Schouler-Ocak Folie 20: „Rollenbilder in Migranten-Milieus, A3 Religiös-verwurzeltes Milieu (19 %)“)

Das Rollenbild der Frau hingegen ist an die häuslichen Dinge gebunden. Es gibt ganz bestimmte Kriterien, an die sich die Betroffenen zu halten haben: Die Frau achtet auf die Einhaltung der moralischen und religiösen Gebote in der Familie.

(Schouler-Ocak Folie 21: „Rollenbilder in Migranten-Milieus, A 23 Traditionelles Gastarbeitermilieu (14 %)“)

In anderen Milieus, wie z. B. im Gastarbeitermilieu, wird dieses Rollenbild ein bisschen aufgeweicht: Die Frau darf schon dazuverdienen. Sie ist nicht mehr nur im häuslichen Bereich tätig, sondern darf sich auch außerhalb der Familie bewegen. Das ist sehr spannend.

(Schouler-Ocak Folie 22: „Rollenbilder in Migranten-Milieus, A 23 Traditionelles Gastarbeitermilieu (14 %)“)

Noch zum Gastarbeitermilieu: Die Frau darf den Mann gelegentlich zu Hausarbeiten heranziehen. Auch da gibt es schon Bewegungen.

(Schouler-Ocak Folie 23: „Rollenbilder in Migranten-Milieus, B3 Entwurzeltes Flüchtlingsmilieu (9 %)“)

Ich möchte Ihnen noch das entwurzelte Flüchtlingsmilieu präsentieren, zu dem immerhin 9 % der türkischen Migranten gehören; das ist nicht unerheblich. Entwurzelte finden nicht mehr die Wertevorstellungen vor und verteidigen deswegen möglicherweise die alten Rollenklischees. Man braucht einen Halt. Hier ist es so: Der Mann ist der Herr im Haus, und die Frau hat sich unterzuordnen. Das sind Werte, die auch an die Familie, die Söhne und Töchter, weitergegeben werden. Der Mann arbeitet und bringt das Geld nach Hause.

(Schouler-Ocak Folie 24: „Rollenbilder in Migranten-Milieus, B3 Entwurzeltes Flüchtlingsmilieu (9 %)“)

Das Rollenbild der Frau – ich finde diese Zuordnung spannend – lautet: Sie interessiert sich für Schönheit, Mode, Klatsch und Tratsch. Das ist eine Entwertung der weiblichen Rolle, aber sie ist hier so festgehalten.

(Schouler-Ocak Folie 25: „Rollenbilder in Migranten-Milieus, Sinus BC3 Hedonistisch-subkulturelles Milieu (18 %)“)

Im hedonistisch-subkulturellen Milieu äußert sich die unangepasste zweite Generation – was heißt hier unangepasst? – mit ihren defizitären Identitäten und Perspektiven, beispielsweise durch starke Rollenkonflikte. Das heißt, die tradierten Rollenzuschreibungen und die Rollenzuschreibungen durch die Peer Group, die sozialen Strukturen, in denen sie sich bewegen, prallen aufeinander. Da muss man einen Weg für sich finden. Ich finde es sehr spannend, was diese Generation bewältigen muss. Es ist eine tolle Leistung, wenn sie da gesund herauskommen.

(Schouler-Ocak Folie 26: „Rollenbilder in Migranten-Milieus, Sinus BC3 Hedonistisch-subkulturelles Milieu (18 %)“)

Bei den Frauen fand ich sehr spannend, deswegen habe ich es hervorgehoben: „ist emanzipiert, wehrt sich gegen patriarchalische Zumutungen.“ Hier bewegt sich etwas.

(Schouler-Ocak Folie 27)

Ich finde bei SINUS Sociovision einen anderen Aspekt sehr wichtig, nämlich dass ein sogenannter „Wendekreis der Gleichstellung“ herausgearbeitet wurde, der die Grenze der Geschlechtergleichstellungsakzeptanz zwischen den Milieus darstellt. Ich zeige sie Ihnen gleich noch einmal.

(Schouler-Ocak Folie 28: „Die Migranten-Milieus in Deutschland 2007, ‚Wendekreis der Gleichstellung‘“)

Die rote Linie soll den Wendekreis darstellen. Wenn Sie sich erinnern: von den insgesamt 19 % türkischstämmigen Menschen waren 14 % in diesem Bereich, und etwa 19 % waren in dem anderen Bereich. Sie sehen, dass der Wendekreis die meisten Menschen mit türkischem Migrationshintergrund nicht erfasst, sondern nur einen geringen Anteil. Hier sind die Betrachtungen der Geschlechter ganz anders als die Vorstellungen in diesen Bereichen. Links steht: „Domäne des Patriarchats“. Das haben wir gehört. Dort läuft der Geschlechterkampf, und hier passiert ein Rollenwandel. Ich kann Ihnen dazu mitteilen: Der zeitliche Ablauf ist nicht zu erkennen. Das heißt, Sie wissen nicht, wie schnell der Prozess abläuft, wie schnell jemand den Wendekreis der Gleichstellung erreicht.

Es wird gesagt, dass die Migrantinnen und Migranten der zweiten Generation dort möglicherweise langsam ankommen. Das heißt, sie brauchen einfach Zeit. Man kann sie nicht von heute auf morgen zwingen bzw. ihnen vorschreiben: Soundso schnell muss es gehen. Wenn Sie Wertevorstellungen verändern wollen, brauchen die Menschen Ersatz dafür; das hat auch Herr Toprak vorhin gesagt. Das heißt, die Menschen müssen erst einmal bestimmte Dinge erlernen, ausprobieren, hinfallen und wieder aufstehen.

(Schouler-Ocak Folie 29: „KiGGS: Überblick über Kennzahlen u. Charakteristika“)

Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen kurz die KiGGS-Studie vorstellen, den Kinder- und Jugendgesundheitssurvey, der Null- bis 17-Jährige zwischen 2003 und 2006 untersucht hat. Davon hatten über 25 % einen Migrationshintergrund. Ich will jetzt nicht auf die anderen Details eingehen, sondern etwas Spannendes aufzeigen.

(Schouler-Ocak Folie 30: „Vergleich von Migranten und Nicht-Migranten nach soziodemografischen Merkmalen“)

Hier steht, dass über 70 % der Kinder und Jugendlichen mit türkischem Migrationshintergrund einen niedrigen Sozialstatus haben. Ich will noch einmal auf die SINUS-Studie zurückkommen.

(Schouler-Ocak Folie 28: „Die Migranten-Milieus in Deutschland 2007, ‚Wendekreis der Gleichstellung‘“)

Hier ist die soziale Lage aufgeführt. Wir wissen, dass der soziale Status mit der Inanspruchnahme des Gesundheitssystems und des Bildungssystems zusammenhängt. Das heißt, es geht um soziale Ungleichheit und auch um Ungleichheit bei der gesundheitlichen Partizipation.

Ich möchte Ihnen dann noch anhand einiger Studien mitteilen, was den Verlauf des Migrationsprozesses sehr wohl beeinflusst. Es gibt Hinweise darauf, die zeigen, dass im Laufe des Migrationsprozesses ein erhöhtes Risiko für bestimmte Erkrankungen auftreten kann, beispielsweise Depressionen, aber auch erhöhte Suizidrisiken.

(Schouler-Ocak Folie 32: „Suizidraten unter Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland im Allgemeinen niedriger als bei Einheimischen“)

Untersuchungen haben gezeigt, dass Menschen mit Migrationshintergrund normalerweise eine niedrigere Sterblichkeit durch Suizid, also Selbsttötung, haben.

(Schouler-Ocak Folie 33: „Suizidalität bei Menschen mit türkischem Migrationshintergrund“)

Es gibt allerdings eine bestimmte Gruppe, nämlich junge türkischstämmige Frauen – im Alter von ca. 14 bis 22 Jahren –, die sich fast doppelt so häufig suizidiert wie gleichaltrige einheimische Frauen.

(Schouler-Ocak Folie 34: „Suizidalität bei Menschen mit türkischem Migrationshintergrund“)

Studien in der Psychiatrie weisen ebenfalls darauf hin, dass auch die Suizidversuche entsprechend hoch sind, etwa fünfmal so hoch wie bei gleichaltrigen Einheimischen. Die jungen Migrantinnen stellen eine große Risikogruppe dar.

(Schouler-Ocak Folie 35: „Suizidalität bei Menschen mit türkischem Migrationshintergrund“)

Untersuchungen aus anderen Nachbarländern, z. B. den Niederlanden, belegen dies. Die Gruppe um van Bergen hat in Utrecht Menschen im Alter von 16 bis 24 repräsentativ befragt: Haben Sie Suizidgedanken? Das Ergebnis war, dass türkischstämmige Migran-

tinnen und Migranten, also sowohl Frauen als auch Männer, signifikant häufiger – es waren 38 % – Suizidgedanken angegeben haben. Erschreckt hat uns vor allem diese Zahl: Über 45 % der türkischstämmigen jungen Frauen im Alter von 16 bis 24 in den Niederlanden haben bei der repräsentativen Untersuchung gesagt, sie hätten Suizidgedanken. Das ist fast jede zweite Frau. Wenn Sie das mit niederländischen Altersgenossinnen vergleichen: da sind es knapp 18 %. Die marokkanischen Altersgenossinnen liegen bei knapp 13 %.

(Schouler-Ocak Folie 36: „Suizidraten und Suizidprävention bei Berliner Frauen mit türkischem Migrationshintergrund“)

Diese Ergebnisse haben uns veranlasst, eine Studie ins Leben zu rufen, um zu schauen: Was ist da überhaupt los? Warum ist das so? Warum wollen sich die jungen Frauen suizidieren? Wir haben deswegen die Studie „Suizidraten und Suizidprävention bei Berliner Frauen mit türkischem Migrationshintergrund“ durchgeführt, die vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert wird. Das Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, der Berliner Krisendienst und das Berliner Bündnis gegen Depression sind unsere Kooperationspartner. Berühmte Schirmherren sind unser Bildungssenator, Herr Prof. Zöllner, und der Vizepräsident der Bundesärztekammer.

(Schouler-Ocak Folie 37: „Ziel der Studie“)

Ich möchte Ihnen die Studie ganz kurz vorstellen, denn das könnte ein Weg sein, um bestimmte Dinge zu bewegen. Wir möchten die Suizidraten und vor allen Dingen auch die Zahl der Suizidversuche senken sowie die Inanspruchnahme des Gesundheitssystems steigern und das Bewusstsein dafür schärfen.

(Schouler-Ocak Folie 38: „Zeitlicher Ablauf“)

Die Studie ist über drei Jahre angelegt. Es gibt viele Module. Ich will nicht auf alles eingehen, nur einige Worte: Wir erfassen über drei Jahre die Suizid- und gleichzeitig die Suizidversuchsdaten. Von allen Rettungswachen in Berlin und Hamburg wollen wir wissen: Wie viele Frauen mit türkischem Migrationshintergrund – das sind keine personenbezogenen Zahlen – haben sich in dieser Zeit dorthin gewandt? Welche Beweggründe hatten sie? Welche Methode haben sie angewandt? Was ist mit ihnen passiert? Welcher Generation gehören sie an? All diese Daten erfassen wir zurzeit. Wir haben auch eine repräsentative Befragung durchgeführt, bei der es um die Inanspruchnahme der Psychiatrie, um häusliche Gewalt, Diskriminierung, Erwartungen, Akkulturationsgrad und viele andere Dinge ging. Die Untersuchungen sind noch nicht ausgewertet. Wir machen auch eine Intervention. Das heißt, wir evaluieren den ganzen Prozess parallel.

(Schouler-Ocak Folie 39: „Fokusgruppen: Gesprächsleitfaden“)

Wir haben Fokusgruppen gebildet und qualitative Untersuchungen durchgeführt, weil wir wissen wollten: Warum versuchen diese jungen Frauen, sich das Leben zu nehmen? Fokusgruppen sind anmoderierte Diskussionsgruppen mit acht bis zehn Teilnehmern, denen wir bestimmte Fragen gestellt haben. Dabei sind Experten und Expertinnen, Frauen unterschiedlicher Altersgruppen. Wir haben die Frauen in diesen Gruppen, die schon einen Suizidversuch hinter sich hatten, z. B. gefragt: Welche Beweggründe könnten eine türkischstämmige Frau dazu verleiten, sich das Leben nehmen zu wollen? Was könnte den Frauen passieren, die schon einen Suizidversuch hinter sich haben? Wie geht die Gemeinde mit ihnen um? Was macht die Familie mit ihnen? Geht es ihnen hinterher besser? Gibt es Zugangsbarrieren? An wen wenden sich diese Frauen?

(Schouler-Ocak Folie 40: „Hintergründe, Junge Frauen“)

Erschreckend bei dieser Befragung bzw. bei den qualitativen Angaben war, dass sehr viele gesagt haben: Wenn ich Probleme habe, ziehe ich mich zurück. Wenn ich in einer Krise bin, gehe ich nicht raus, teile mich nicht mit, sondern ziehe mich zurück. – Die Beweggründe in den unterschiedlichen Altersgruppierungen waren sehr spannend. Junge Frauen – das ist das Alter von 18 bis 33 Jahren – haben in den Fokusgruppen an erster Stelle Einschränkungen und Verbote angegeben: Ich darf dies nicht, ich darf jenes nicht. Ich darf sowieso keinen Freund haben. Ich darf mich nicht kleiden, wie ich möchte. Ich darf nicht in die Disco gehen usw. – Das waren Angaben zu Verboten.

Weitere Angaben: Es gibt niemanden, mit dem ich reden kann. Ich habe keinen Ansprechpartner. Ich habe gar keine Entscheidungsfreiheit. Es wird über mich entschieden. Ich darf nichts mitgestalten. Mir wird nicht die Möglichkeit gegeben, für mich selbst verantwortlich zu sein, das Leben entsprechend zu gestalten und zu entwickeln. Es gibt eine Menge Druck, auch Gewalt und natürlich arrangierte Ehen oder Zwangsverheiratungen. In diesem Zusammenhang ist auch wichtig: Ich muss jungfräulich in die Ehe gehen. Ich darf keinerlei Kontakte zum anderen Geschlecht haben, egal ob es einheimische Männer oder „Landsleute“ sind.

Ganz viele haben auch gesagt: Ich fühle mich in der Familie wie eine Marionette. Ich muss immer tun, was andere sagen. Ich muss dies machen, jenes machen. – Es gibt Identitätskonflikte. Die Familien haben eine andere Identität, bzw. ich habe von meiner Familie eine Identität bekommen, die aber nicht zu dem passt, was ich draußen leben muss. Die Kulturen und die Wertevorstellungen prallen aufeinander.

(Schouler-Ocak Folie 41: „Hintergründe, Heiratsmigrantinnen“)

Die Angaben anderer Frauen in den Fokusgruppen, z. B. der Heiratsmigrantinnen, waren etwas anders. Als Beweggründe haben sie angeführt: Meine Erwartungen und Träume sind ganz anders gewesen. Ich bin enttäuscht. Ich habe mir das Leben hier ganz anders vorgestellt.

Es gibt Heimweh, Sprachprobleme, aber auch Anpassungsprobleme, nicht nur an die deutsche Gesellschaft, sondern auch an die Familie des Mannes. Wir haben es vorhin gehört: Wenn ich aus einem dörflichen Bereich hierhergeholt werde und mich anpassen muss, dann geht es nicht nur um die Sprache; auch die tradierten Wertesysteme haben sich verändert. Es ist ja nicht so, dass ich abgekapselt wie unter einer Glocke sitze, sondern es verändert sich etwas. Die Bewegung in der Türkei geht in eine andere Richtung als die Bewegung hier. Es gibt ganz massive Konflikte, die aufeinanderprallen, was die Wertevorstellungen angeht.

Die Frauen fühlen sich quasi als Dienstmädchen eingesetzt. Der Lebensstil der Heimat kann nicht vermittelt werden. Ich habe in meiner psychiatrischen/psychotherapeutischen Praxis sehr viele Heiratsmigrantinnen erlebt, hoch qualifizierte Akademikerinnen, die einen Arbeitsmigranten heiraten, hierherkommen und dann völlig frustriert und enttäuscht sind, weil sie vollkommen verschiedene Wertevorstellungen haben.

Sehr hilfreich zu hören war auch die Information, dass sie ihre eigenen Kinder nicht erziehen dürfen. Die Familie des Partners „kassiert“ die Kinder, setzt mit ihnen ihre Wertevorstellungen um, die Mutter darf nur zugucken.

(Schouler-Ocak Folie 42: „Zugangsbarrieren“)

Ein paar Worte zu den Zugangsbarrieren – ich will nicht alle Gruppen vorstellen –: Der Suizid ist selbstverständlich auch hier tabu, darüber redet man nicht. Man suizidiert sich nicht, das gehört sich nicht, das ist auch im Rahmen der Religion nicht möglich. Es heißt weiter: Ich habe Angst, dass es jemand erfährt. Dann werde ich stigmatisiert, ausgeschlossen. Man will nichts mehr mit mir zu tun haben. – Immer wieder kam auch die Angst durch – Berlin ist riesengroß, hier leben schätzungsweise mehr als 200.000 Menschen mit türkischem Migrationshintergrund –: Jeder kennt jeden. Ich kann nirgendwo hingehen. Sie sehen mich, wenn ich z. B. zum Psychiater oder wohin auch immer gehe.

(Schouler-Ocak Folie 43: „Zugangsbarrieren“)

Es kam auch heraus, dass die Hilfseinrichtungen gar nicht bekannt sind. Die Frauen wissen nicht, mit welchen Problemen sie wohin gehen können. Die Strukturen im System sind überhaupt nicht bekannt. Dabei geht es nicht nur um muttersprachliche Angebote.

Sehr erschreckend war das Abblocken von Hilfsangeboten nach dem Motto: Probleme werden in der Familie besprochen. – Das heißt: „Ich ziehe mich zurück, und wenn Probleme da sind, dann besprechen wir das innerhalb der Familie. Das geht niemanden etwas an, es darf nicht nach außen.“ – Dann ist die Frage: Wie knacke ich diese Situation? Was macht man? Wie erreicht man die Menschen, die in Konflikte geraten, die in diesem System quasi „eingehen“?

Es gibt ein Misstrauen gegenüber deutschen Einrichtungen: „Ich werde sowieso als Mensch zweiter Klasse behandelt. Denen ist das doch egal, ich störe sie sowieso.“ All diese Dinge haben wir in den Fokusgruppen eruiert.

(Schouler-Ocak Folie 44: „Interventionen: Inhalte der Gesundheitskampagne“)

Die Ergebnisse sind in unsere Medienkampagne eingeflossen. Wir haben überlegt: Wie können wir diese Menschen erreichen? Dann sind wir zu einer Gesundheitsaufklärungskampagne gekommen. Der erste Punkt dabei ist die Medienintervention. Wir haben ganz viele Medien eingesetzt, deutsche, türkische, auch Radiospots usw.

(Schouler-Ocak Folie 45: „Interventionen: Inhalte der Gesundheitskampagne“)

Wir haben ganz viele Multiplikatoren im Schneeballsystem geschult, d. h. Menschen, die mit der Zielgruppe – junge türkischstämmige Frauen – Kontakt haben, z. B. Gynäkologen oder Hausärzte. Was ich vorhin nicht erwähnt habe: Der Hausarzt ist der einzige, der von den Frauen kontaktiert und im System als jemand akzeptiert wird, zu dem man gehen kann. Er wird von allen akzeptiert, und es ist nicht verfänglich. Wenn ich da hingehere, weiß niemand, warum. Ich kann auch mit meinen psychischen Problemen zu ihm gehen. Das heißt, der Hausarzt hat eine ganz wichtige Position, die unbedingt gestärkt werden muss.

Wir haben die Multiplikatoren, also die Hausärzte, Gynäkologen, Mitarbeiter von Jobcentern, Lehrer, Hilfelotsen usw., geschult und evaluieren das auch. Es handelt sich um ganztägige Seminare, in denen es um Rollenspiele, Depressionen, Suizidalität, aber auch um kulturspezifische Dinge geht.

(Schouler-Ocak Folie 46: „Interventionen: Inhalte der Gesundheitskampagne“)

Wir haben eine Telefonhotline eingerichtet und wollten wissen: Ist die Einrichtung einer deutsch-türkischen Hotline vielleicht ein Weg, um die Zielgruppe zu erreichen? Ist das der Weg, den man gehen kann? Was passiert dann?

(Schouler-Ocak Folien 47 bis 51)

Wir haben berlinweit diese Plakate aufgehängt, und ein Linienbus ist mit unseren Plakaten mit der Hotline, die man erreichen konnte, durch die Gegend gefahren.

(Schouler-Ocak Folien 52 und 53)

Auch einen Flyer haben wir gedruckt und eine Homepage eingerichtet.

(Schouler-Ocak Folie 54: „Schlussfolgerungen“)

Zum Schluss möchte ich Ihnen noch ein paar Worte mit auf den Weg geben: Aus meiner Perspektive als Psychiaterin – das Thema war Integration/Migration – sind Aufklärung und Informationsvermittlung sehr wichtig, aber nicht als Einbahnstraße. Nicht nur die Migranten müssen informiert sein, sondern auch die Einheimischen. Letztendlich ist es ein Geben und Nehmen. Es geht aber nicht nur um ein Projekt – das hat eine Alibifunktion –, sondern man muss das Ganze auf den verschiedenen Ebenen, vom Fernsehen über die Printmedien usw., immer wieder angehen und viele Möglichkeiten nutzen.

Sehr wichtig finde ich, dass eine andere Art der Berichterstattung erfolgen muss. Da sind die Medien gefragt. Ich bin Leiterin des Berliner Bündnisses gegen Depression und weiß, dass es mit den Medien einen Kodex gibt, über bestimmte Themen nicht sensationsmäßig zu berichten, damit keine Nachahmereffekte eintreten, z. B. nach Suiziden von Menschen aus dem öffentlichen Leben. Es dürfen nicht immer nur defizitorientierte, negative Stereotypen hochstilisiert dargestellt werden, sondern in den Medien müssen auch positive, ressourcenorientierte, gelungene Dinge abgebildet werden. Es geht um etwas mehr Differenzierung.

Für hilfreich halte ich auch die Einführung einer Quote. Es ist nicht gut, Klassen zu haben, in denen 80 % der Kinder einen Migrationshintergrund haben. Deutschland ist nicht das einzige Land mit Migranten, sondern es gibt viele andere. Es gibt Best-Practice-Beispiele, wir müssen das Rad nicht neu erfinden. Wir können über unseren Tellerrand hinweg ins Ausland schauen: Wie haben die es geschafft? Es gibt in einigen Bereichen sehr gute Quotenregelungen.

Zur interkulturellen Kompetenz will ich mich gar nicht mehr äußern. Für mich ist es wichtig, dass das systematisch überall geschieht. Die Öffnung muss politisch gewollt sein, und zwar nicht nur „von oben“. Es ist eigentlich eine Top-down-Aufgabe. Es muss politisch gewollt sein und in allen Strukturen durchgesetzt werden. Das kostet natürlich Geld.

Zu Ihrer Information: Im Gesundheitssystem gibt es keine Möglichkeit, die Kosten für professionelle Sprach- und Kulturmittler im ambulanten Bereich erstattet zu bekommen. Das heißt, wenn ich zum Arzt gehe und mich nicht verständigen kann, er mich nicht versteht, dann habe ich nicht die Möglichkeit, Unterstützung zu bekommen, weil es keine Geldgeber gibt. Im stationären Bereich gibt es wenigstens den Tagessatz. Das ist ein großer Mangel, der auch viel Geld kostet; denn so werden unnötige Untersuchungen durchgeführt, die teuer, invasiv und gefährlich sind. Es werden viele Medikamente verschrieben, die vielleicht überhaupt nicht indiziert sind, nur weil man sich nicht verständi-

gen kann. Wenn die Finanzierung da wäre, dann hätten wir viele Dinge viel kostengünstiger.

Wenn Sie in anderen Bereichen Kinder, Verwandte, Bekannte als Laienübersetzer einsetzen, wissen Sie gar nicht, was Sie den Menschen damit antun. Sie wissen nicht, ob die Übersetzung im Sinne der stillen Post wirklich überkommt und auch wieder den Weg zurück zu Ihnen findet. Es gibt viele Verständigungsprobleme oder Fallstricke, die man einfach kennen sollte.

(Schouler-Ocak Folie 55: „Gülüm“)

Mein Ansatz ist immer integrativ. Das hier z. B. finde ich toll: Sie sehen ein Lebkuchenherz mit der Aufschrift „Gülüm“. Das heißt „meine Rose“.

Sachv. **Marc Phillip Nogueira:** Ich möchte gerne wissen, wie die Suizidrate bei Männern mit Migrationshintergrund aussieht. Welche Rolle spielen Jungen und Männer in den Familien in Bezug auf die Konstellation, die sich anscheinend so negativ für manche Frauen auswirkt? Wie leiden Männer und Jungen darunter – vielleicht leiden sie auch gar nicht –, dass ihnen die patriarchalen Rollenbilder zugeschrieben werden? Können Sie das noch etwas erläutern? Ich denke, dass es vor allem ein Problem sein kann, weil sie ihrer Rolle oft gar nicht nachkommen können. Sie geraten nicht nur in Konflikt mit anderen Rollenbildern in der zweiten und dritten Generation, sondern wir wissen z. B. auch, wie viele Personen aus dem türkischen Arbeitermilieu Empfänger von Hartz-IV-Leistungen sind. In der Lage ist die Ernährereposition relativ schwer auszufüllen.

Frau **Dr. Schouler-Ocak:** Es gibt leider zu wenige Daten über die Suizidraten. Generell suizidieren sich Männer häufiger als Frauen, was die absoluten Zahlen angeht. Das ist auch bei der einheimischen Bevölkerung so, nicht nur in Deutschland. Der einzige Sachverhalt, der ins Auge gestochen ist, war die hohe Zahl von türkischstämmigen jungen Frauen. Bei den anderen Gruppen sehen die Zahlen ähnlich aus. In den Niederlanden hat man allerdings festgestellt, dass es nicht nur die türkischstämmigen jungen Frauen betrifft, sondern neuerdings auch südasiatische oder vietnamesische. In den Vereinigten Staaten sind es wiederum andere Gruppierungen. Auf diese Art und Weise äußert sich möglicherweise eine Rebellion gegen die Wertevorstellungen.

Zu Ihrer zweiten Frage: Männer leiden unter den Rollenerwartungen, weil auch sie ihre Peer Groups haben. Insbesondere jüngere Männer sehen, wie es woanders ist. Sie haben ihre Wertevorstellungen, und auch die wandeln sich. Wenn aber der Druck von der Familie kommt und sie müssen bestimmte Kodizes einhalten und durchsetzen, dann gehen die Männer sehr unterschiedlich damit um. Sie flüchten sich beispielsweise in die Krankheit, vielleicht auch in die Arbeitslosigkeit, in die Hartz-IV-Situation, um zu zeigen: Ich kann das gar nicht. – Sie sind überfordert, oder sie sind so starr in ihren Rollen verhaftet, dass sie tatsächlich das umsetzen, durchsetzen, was ihnen aufgetragen wird.

Abg. **Ismail Tipi:** Sie haben vorhin die psychosomatischen Probleme der Einwanderer angesprochen. Jetzt weiß auch ich, warum ich so schnell alt werde bzw. mich zumindest alt fühle. – Herr Banzer, ich werde bald den Antrag stellen, einen Risikozuschuss zu bekommen.

Vorsitzender: Ich werde auf Sie aufpassen.

(Heiterkeit)

Abg. **Ismail Tipi:** In welchen Gruppierungen treten die psychosomatischen Probleme eher auf, bei der ersten, zweiten oder dritten Generation?

Wo treten die Suizidprobleme am meisten auf, eher bei den typischen Migrantenfamilien, bei den Frauen, die hier geboren bzw. groß geworden sind, oder bei den sogenannten „Ithal Gelins“, den importierten Bräuten? Was macht den Unterschied aus?

Frau **Dr. Schouler-Ocak:** Zu Ihrer ersten Frage möchte ich sagen, dass der „Alterungsprozess“ in der ersten Generation am meisten zu sehen ist. Sie altern früher, bzw. Alterserkrankungen wie die Demenz treten laut der Studie in der ersten Generation früher auf. Das ist übrigens eine Studie aus London gewesen, die nicht türkischstämmige, sondern andere Migranten untersucht und dieses Ergebnis festgestellt hat. Es hat auch etwas damit zu tun, dass dort kardiovaskuläre Erkrankungen, also Herz-Kreislauf-Erkrankungen, früher auftreten, so wie bei türkischstämmigen Menschen. Wir wissen aus Untersuchungen der Türkisch Deutschen Gesundheitsstiftung, dass Herz-Kreislauf-Erkrankungen, aber auch orthopädische Erkrankungen bei türkischstämmigen Menschen etwa zehn Jahre früher zu sehen sind. Das betrifft die erste Generation.

Zu Ihrer zweiten Frage: Um welche Frauen oder Mädchen geht es hauptsächlich? Sind es die Heiratsmigrantinnen, also die erste bzw. zweite Generation? Es gibt Untersuchungen, die darauf hinweisen, dass die Suizidraten bei der ersten Generation etwa so hoch sind wie in der Herkunftsregion in der Heimat. Bei der zweiten Generation steigen sie, bei der dritten Generation wahrscheinlich auch. Das heißt, die jungen Frauen sind vorwiegend aus der zweiten und dritten Generation.

Was den Bildungsstand der Frauen angeht, liegen noch nicht sehr viele Untersuchungen dazu vor. Wir machen das, um ein bisschen mehr darüber zu erfahren. Ich denke, dass es eher Frauen sind, die keinen anderen Weg, keine Alternative für sich finden können, möglicherweise auch die Strukturen nicht so gut kennen. Das heißt nicht: je gebildeter, desto weniger Suizidversuche. Es kann genauso gut umgekehrt sein, nämlich dass sie, wenn sie gebildet sind, die Reibungen zwischen den Wertevorstellungen der familiären Konstellation und der aufnehmenden Gesellschaft nicht ertragen, den Druck nicht aushalten können und deswegen einen Suizidversuch unternehmen. Das heißt, die zweite Frage kann ich nicht sicher beantworten.

Abg. **Mürvet Öztürk:** Auch ich möchte mich ganz herzlich für die sehr detaillierten und konkreten Ergebnisse, die Sie uns vorgetragen haben, Frau Dr. Schouler-Ocak, bedanken. Sie haben uns einen sehr umfangreichen Einblick sowohl in die Ursachen als auch in die Symptome gewährt, die man nachher in der Gesellschaft wahrnimmt.

Wie können all die Erkenntnisse, die Sie mit Ihren Untersuchungen gewonnen haben, konzeptionell in die Bearbeitung, Bekämpfung der Ursachen einfließen? Ganz konkret: Als Wissenschaftlerin und Medizinerin haben Sie die Zahlen in der Hand. Umgekehrt gibt es große Migrantenorganisationen in Berlin. Schaffen Sie es, oder gibt es Anfragen, dass Ihre Zahlen, Ihre Erkenntnisse in Konzepten der Migrantenorganisationen verwendet werden, um die Ursachen zu bekämpfen? Wir arbeiten oft an den Symptomen, vor al-

len Dingen was die Suizidgefährdung der jungen Frauen betrifft. Das hängt in der Regel mit den Rollenkonflikten zusammen. Je mehr die Community bestimmte Werte vorlebt, desto größer ist die Ausweglosigkeit bei vielen Menschen. Der Suizid wird dann als Ausweg gesehen. Daher muss auch in den Communitys gearbeitet werden. Wie sieht es bei Ihnen in Berlin aus? Werden Sie von Migrantenorganisationen angefragt? Haben Sie die Möglichkeit, mit den Zahlen dorthin zu gehen und eventuell an den Ursachen zu arbeiten?

Frau Dr. Schouler-Ocak: Ja, die haben wir. Das kann ich klar bejahen. Ich bin, wie vorhin schon erwähnt, Leiterin des Berliner Bündnisses gegen Depression. Wir hatten den Schwerpunkt „Menschen mit Migrationshintergrund“. Das heißt, wir haben bereits ein gewisses Netzwerk aufgebaut und arbeiten sehr viel mit den verschiedensten Organisationen, seien es solche von Migrantinnen und Migranten, seien es andere Organisationen. Wir nutzen diese Strukturen, um mit unseren Daten und Ergebnissen quasi im Schneeballsystem noch tiefer, bis in die letzte Ecke der Community zu gelangen. Wir haben nicht umsonst die Gesundheitsaufklärungskampagne durchgeführt. Es gab Radiospots in METROPOL FM in türkischer Sprache. Es gab die Poster, die Flyer, den Bus, und viele Multiplikatoren, auch aus den Migrantenorganisationen, also Schlüsselpersonen, die dort eine besondere Position haben, wurden ausgebildet. Das läuft noch weiter. Es gab sehr viele Berichterstattungen in den Printmedien, auch den türkischen. Mein Team und ich haben sehr viele Kontakte zu verschiedenen Organisationen, wo wir sehr oft waren. Dort haben wir die Projekte vorgestellt und darüber diskutiert.

Wir haben auch eine repräsentative Befragung der Bevölkerung durchgeführt. Das heißt, eine gewisse Anzahl von Menschen wurde angeschrieben, aufgesucht, und mit ihnen wurde gesprochen, der Hintergrund erläutert. Wir haben verschiedenste Methoden eingesetzt, um gerade die Zielgruppe zu erreichen. Das evaluieren wir auch. Ich weiß nicht, ob wir tatsächlich all das erreicht haben, was wir erreichen wollten, ob der Weg, den wir gegangen sind, am besten geeignet war, um die Zielgruppe zu erreichen. Das werden wir noch sehen. Konkret zusammengefasst: Die Ergebnisse liegen uns noch nicht ganz vor, ob wir das, was wir wirklich wollten, erreicht haben.

Abg. Kordula Schulz-Asche: Herzlichen Dank für den Vortrag. Ich bin immer noch etwas schockiert über den hohen Prozentsatz an jungen Frauen mit Selbstmordabsichten.

Meine Frage bezieht sich auf die jungen Männer: In der Öffentlichkeit wird zumindest immer wieder behauptet, dass die Spielsucht zunimmt, dass der Anteil der jungen Männer mit Migrationshintergrund dort eine sehr große Rolle spielt. Haben Sie im Rahmen Ihrer Studie auch dazu Erkenntnisse sammeln können?

Frau Dr. Schouler-Ocak: Nicht im Rahmen der Studie, aber schon durch die Patienten, die wir behandeln. Wir haben mehrere große psychiatrische Institutsambulanzen, d. h. Bereiche der Klinik, in denen ambulant behandelt wird. Dort ist der Anteil der Patienten mit Migrationshintergrund hoch, und überraschend viele Patienten sind spielsüchtig. Dieses Problem war bislang nicht so bekannt. Die Erklärungsmodelle des süchtigen Verhaltens zwischen einheimischen und türkisch- oder russischstämmigen Jugendlichen sind sehr unterschiedlich. Das heißt, mit unserem Suchthilfesystem erreichen wir diese Menschen überhaupt nicht. Die Zugangswege sind ihnen nicht bekannt, und die Einrichtungen sind überhaupt nicht auf diese Klientel vorbereitet. Es gibt kaum Möglichkeiten, dass die Betroffenen behandelt werden. Sie kennen die Strukturen nicht.

Zu Ihrer Frage, ob es nur Migranten betrifft: Es sind nicht nur Männer, sondern auch zunehmend Frauen, und zwar junge Frauen. Das Angebot schafft die Nachfrage – und umgekehrt. Es ist gut, dass die Spielhallen von der Bildfläche verschwinden, denn je mehr da sind, desto mehr Leute gehen dorthin und geraten in eine Suchtspirale.

Sachv. **Marc Phillip Nogueira:** Ich hätte gern gewusst, was die Prozentangabe von Frauen, die Suizidgedanken haben oder den Suizid tatsächlich versuchen, in konkreten Zahlen bedeutet. Welchen Anteil an den Milieus macht das aus? Dass er höher ist als in der Vergleichsgruppe der übrigen Bevölkerung, ist sicherlich eine ganz aussagekräftige Zahl, aber ich möchte noch einmal nachfragen: Ist die Vergleichsgruppe die gesamte Bevölkerung oder das jeweilige Milieu? Das dürfte auch eine Auswirkung haben.

Wenn man diese Zahl hört, dann ist bei den meisten ein intuitiver Gedanke: Dagegen muss man schnell etwas unternehmen, man muss Hilfsangebote schaffen, ähnlich wie bei Zwangsverheiratungen. Die andere Seite der Medaille ist, dass es im öffentlichen Diskurs zu einer sehr starken Betonung der traurigen Umstände oder Handlungen, des Zwangs kommt, der dahintersteckt. So laufen Milieus Gefahr, insgesamt diskreditiert zu werden. Haben Sie sich auch Gedanken darüber gemacht, oder gibt es Strategien, wie man an die Familien herankommt, ohne immer mit dem moralischen Zeigefinger auf sie zu zeigen, wie man mit ihnen ins Gespräch kommt, um Veränderungsprozesse in Gang zu setzen, damit sich nicht ein öffentlicher Diskurs moralisch empört, ohne dass in den Familien tatsächlich etwas geschieht?

Frau **Dr. Schouler-Ocak:** Die Zahlen, die ich vorgestellt habe, beziehen sich nicht auf die gesamte Bevölkerung, sondern auf die gleichaltrigen Einheimischen. Sie beziehen sich auch nicht auf die Milieus im engeren Sinne, sondern es werden z. B. 16- bis 22-jährige Türkischstämmige mit Deutschstämmigen oder anderen Gruppierungen verglichen. Es geht nicht um den sozioökonomischen Status, sondern das sind absolute Zahlen.

Was die Moralisierung, vielleicht auch die Stilisierung der familiären Strukturen oder Milieus angeht, haben Sie vollkommen recht. Irgendwann wird gesagt: In diesen Milieus werden die jungen Frauen durch die strengen Moralvorstellungen, die streng tradierten Wertesysteme in den Suizid getrieben. Genau das wollen wir eben nicht. Wir wollen den Fuß in die Tür bekommen, in die Systeme hineingehen, denn die Menschen sind darin „verhaftet“. Sie können mit eigenen Mitteln schlecht heraus, weil der Druck aus der Heimat oder von anderen Strukturen, sogenannten „Moralwächtern“, in die Familie hinein sehr groß ist. Wir wollen ihnen Alternativwege aufzeigen und sagen: Sie können mit Ihrer Tochter auch anders umgehen, ohne das Gesicht zu verlieren, ohne dass das und das passiert.

Es kommt langsam an. Immer mehr Mütter oder auch junge Frauen sagen: Ich hatte das und das, ich bin nicht mehr Jungfrau, helfen Sie mir. – Es gibt Mittel und Wege, um in diesen Familien etwas zu verändern, ohne dass sich jemand selbst töten oder diesen furchtbaren Weg gehen muss, der auch für die Familie selbst sehr stigmatisierend ist. Diese wird quasi abgestempelt: Sie ist nicht einmal in der Lage, ihre Tochter in den Griff zu bekommen. – Es gibt ganz viele Dinge, die der Familie nicht guttun. Deswegen sind die Familien interessiert daran. Nur, sie kennen die Wege nicht. Das ist das Problem. Die Hilfssysteme, die Angebote sind zu wenig bekannt. Dabei geht es um Informationen, Aufklärung usw.

Absolute Zahlen habe ich nicht bei mir, die kann ich Ihnen aber, wenn Sie mögen, zuschicken. Es geht um die niederländische Studie, die repräsentative Befragung von 16- bis 24-Jährigen. Es waren Tausende, also eine große Zahl.

Sachv. **Dr. Stefan Luft:** Ich habe eine Anmerkung und eine Frage. Zu meiner Anmerkung: Der Widerspruch, der gerade vom Kollegen Nogueira angesprochen wurde, dass das Thematisieren von Missständen, Defiziten, Problemen gleichzeitig zu Skandalisierungen genutzt wird und damit eine Etikettierung von Minderheiten stattfindet, ist sicher immer da und nicht aufzulösen. Frau Schouler-Ocak ist in einem Beitrag im „Spiegel“ sehr gut mit dem Problem umgegangen. Sie hat offensichtlich darauf bestanden, dass die Journalistin sie folgendermaßen wiedergibt – ich darf zitieren –:

Bevor sie über ihre Patientinnen spricht, ist ihr wichtig zu betonen, dass die türkische Migrantinnenwelt nicht nur aus Ehrenmord und Spätabtreibung besteht, dass es türkische Verhältnisse gibt, in denen Frauen emanzipiert leben.

Das ist eine wichtige Feststellung, die immer wieder getroffen werden muss.

Zu meiner Frage: In dem „Spiegel“-Artikel ist zu lesen, dass Ihr Pilotprojekt im März 2011 ausläuft. Warum ist das so?

Frau **Dr. Schouler-Ocak:** Es handelt sich hier um ein BMBF-gefördertes Projekt, das über drei Jahre angelegt war und aus verschiedenen Modulen besteht. Eines der Module ist die Gesundheitsaufklärungskampagne. Es ist eine Intervention. Wir haben Kontrollregionen; das ist vielleicht vorhin nicht so rübergekommen. In Hamburg machen wir ähnliche Datenerhebungen, z. B. der Suizidversuchsraten in den einzelnen Rettungsstellen, und Befragungen der Bevölkerung. In Hamburg gibt es aber die Gesundheitsaufklärungskampagne in dem Sinne nicht, auch keine Hotline. Das ist auf Berlin bezogen. Die Intervention muss zeitlich begrenzt sein, damit wir in der Zeit der Förderung auch eine gewisse Nachhaltigkeit evaluieren können. Die Idee war, parallel zu der Aufklärungskampagne eine Hotline zu schalten, um zu sehen: Wie wird sie überhaupt in Anspruch genommen? Wer ruft an? Warum wird angerufen? Woher haben sie die Nummer? All das erfassen wir. Dann hört die Gesundheitsaufklärungskampagne auf. Die Hotline läuft noch eine gewisse Übergangszeit weiter, um die Nachhaltigkeit der Kampagne zu erfassen. Irgendwann ist aber Schluss, weil es ein Projekt ist.

Das Ziel ist, zu schauen: Ist das ein Weg, um die Zielgruppe zu erreichen? Wir werden die Daten auswerten. Wenn es so sein sollte, dann geben wir eine Empfehlung ab und sagen: Das war ein Weg, ein entsprechendes Angebot sollte vorgehalten werden. Die Gesundheitssenatorin beispielsweise steht hinter uns und unterstützt uns. Sollten die Ergebnisse positiv sein, bin ich sicher, wird noch etwas kommen.

Abg. **Ismail Tipi:** Frau Dr. Schouler-Ocak, ist die Großfamilie bei den türkischen Migranten ein Schutz für gefährdete Frauen? Sie haben vorhin gesagt, dass sie nicht wissen, wem sie sich anvertrauen sollen. Bei Großfamilien ist eher die Möglichkeit gegeben, sich einer Tante, einer Oma, einem Opa, einer Schwägerin anzuvertrauen, über die Probleme zu sprechen und sich Hilfe zu erhoffen.

Welche Empfehlung haben Sie als Medizinerin, die sich mit diesem Thema befasst hat, an die Politik? Was muss die Politik machen? Welche Vorkehrungen muss sie treffen, damit sie die Probleme in den Griff bekommt?

Frau **Dr. Schouler-Ocak**: Die großfamiliären Strukturen gibt es in der Heimat, aber im Rahmen des Migrationsprozesses hat sich auch da etwas getan. Sie sind nicht überall vorhanden, sodass man sich an die Tanten – oder wen auch immer – wenden könnte. Aus meiner persönlichen Praxis als Psychiaterin/Psychotherapeutin muss ich auch sagen: Die großfamiliären Angehörigen, wie z. B. Tanten, sind recht konservativ. In einigen Konstellationen kann man sich nicht an sie wenden. Sie sind nach wie vor sehr starr, oder man hat Angst, sich zu öffnen. Da gibt es sehr unterschiedliche Situationen. Die Strukturen von Großfamilien, wie man sie aus anderen Regionen im Kopf hat, existieren bei Weitem nicht überall. Es gibt schon einige, aber sie sind nicht durchgehend vorhanden. Manche Familien leben auch sehr isoliert, sie haben kaum soziale Unterstützung und Kontakte. Dann kann man in der Tat mit niemandem reden. Es gibt nicht die Großfamilie oder die Kleinfamilie, sondern die Grenzen sind sehr fließend und unterschiedlich.

Zu Ihrer anderen Frage: Meine persönliche Überzeugung geht erstens dahin, dass man auf allen Ebenen immer wieder ganz viel informieren, aufklären und bekannt machen muss, was es gibt. An wen kann man sich wenden? Man muss Lehrer informieren und schon in den Kitas anfangen, über die Dinge zu reden und Informationen weiterzutragen. Auch der Hausarzt ist eine äußerst wichtige Schlüsselperson. Er muss über viele Dinge noch besser informiert sein.

Zweitens würde ich Ihnen dringend empfehlen, Kulturmittler einzuschalten. Die zweite und dritte Generation spricht zwar relativ gut deutsch, aber man muss auch die Hintergründe verstehen. Es reicht nicht aus, z. B. für eine Sachbearbeiterin in einer Behörde, sich nur verbal gut zu verständigen, man muss auch in der Lage sein, in der Gemeinde – oder wo auch immer – Informationen einzuholen. Eine Sachbearbeiterin in bestimmten Organisationen oder Behörden muss interkulturell kompetent sein. Interkulturelle Kompetenz zeichnet sich dadurch aus, dass man weiß, wo man sich kompetente Informationen, z. B. zu den soziokulturellen Hintergründen, einholen kann, um die Betroffenen da abzuholen, wo sie sind. So etwas sollte die Politik ermöglichen.

Vorsitzender: Danke schön. Ich sehe keine weiteren Wortmeldungen. Sie haben uns insbesondere geholfen, das Milieu der Abgeordneten ein bisschen einzustufen. Bewegen sie sich in Männergesellschaften, trinken Bier und interessieren sich für Fußball und Autos? Der eine oder andere Abgeordnete mag schauen, ob er dieser Milieugruppe angehört. – Jetzt darf ich Frau Dr. Kontos bitten.

Frau **Dr. Kontos**: Guten Tag! Vielen Dank für die Einladung. Ich möchte im Folgenden Ihre Fragen beantworten.

(Präsentation Kontos siehe Anlage 3 – Folie 2: „Besonderheiten der ökonomischen Lage der Familien mit Migrationshintergrund“)

Ein wichtiger Aspekt in den Fragen war, inwiefern sich die Familien mit Migrationshintergrund von denen ohne unterscheiden. Es ist wichtig, noch einmal zu rekapitulieren, dass sie sich vor allem in Bezug auf die ökonomische Lage unterscheiden, dass sie stärke

ker von Armut betroffen sind. Zwar fand in den letzten Jahrzehnten eine Differenzierung der Migrantenpopulation statt, weil es ein Teil der früheren Gastarbeiter durch extensive Arbeit, Sparen oder erwerbswirtschaftliche Selbstständigkeit geschafft hat, einen gewissen Aufstieg zu erreichen – auch die junge Generation über Schulbildung, Berufsbildung und allmählich auch über die Hochschulbildung –, trotzdem gibt es eine gewisse Schere, eine Polarisierung. Ein großer Teil der Menschen mit Migrationshintergrund ist stark im Niedriglohnsektor repräsentiert. Sie sind zweimal so häufig von Arbeitslosigkeit betroffen wie Menschen ohne Migrationshintergrund. Unter den Hartz-IV-Empfängern befinden sich dreimal so viele Ausländer wie deutsche Staatsbürger.

(Kontos Folie 3: „Belastungen aufgrund rechtlicher Rahmenbedingungen“)

Eine andere Belastung der ausländischen Familien liegt in den rechtlichen Rahmenbedingungen. Wir haben über die Frage der Familienzusammenführung und die Änderungen durch die Reform von 2007, die Verkomplizierung der Prozedur und die großen Wartezeiten, die sich daraus ergeben, gesprochen. Alle Familien mit befristetem Aufenthalt, aber vor allem Menschen im Bereich der Duldung sind von der Unsicherheit des Aufenthalts und der Lebensplanung betroffen. Für Heiratsmigranten und -migrantinnen ist der abhängige Aufenthaltsstatus sehr wichtig. Familienentscheidungen stehen unter dem Druck rechtlicher Konsequenzen. Man verbleibt z. B. in einer Ehe, obwohl die Verhältnisse unannehmbar sind, nur um den Aufenthaltsstatus zu behalten. In den ersten zwei Jahren des Aufenthalts ist dieser nämlich abhängig vom Bestand der Ehe, die so mit allen Mitteln aufrechterhalten werden muss. Eine andere Frage ist generell die Stigmatisierung binationaler Familien unter dem Aspekt der Scheinehen.

(Kontos Folie 4: „Migrationsspezifische Besonderheiten“)

Manche Familien leben unter migrationsspezifischen Besonderheiten, z. B. Familien von Heiratsmigranten und -migrantinnen oder binationale Familien. Hier besteht ein sehr hoher Beratungsbedarf. Wir sollten auch nicht die Augen vor den „unsichtbaren“ Familien verschließen. Die transnationalen Familien von Frauen beispielsweise, die in der 24-Stunden-Pflege arbeiten, oder auch die Familien von irregulären Migrantinnen und Migranten müssen ein Thema sein, wenn man über Familienpolitik und Migration nachdenkt.

(Kontos Folie 5: „Individualisierungsprozesse in der modernen Gesellschaft und die Familien mit Migrationshintergrund“)

Trotz der vorliegenden Unterschiede darf man nicht vergessen, dass die Familien mit Migrationshintergrund denselben Individualisierungstrends unterliegen wie die Familien in der Mehrheitsgesellschaft. Statistisch gesehen taucht die neue Form der Familien Alleinerziehender in dem gleichen Prozentsatz bei den Menschen mit Migrationshintergrund auf wie bei denen ohne. Auch sind Mehrgenerationenhaushalte bei ihnen nicht sonderlich stärker vertreten. Unter den ethnischen Gruppen gibt es zwar Unterschiede, aber keine gravierenden. Bei den Türken z. B. ist der Prozentsatz um nur einen Punkt höher: Statt 2,3 % leben 3,4 % der Familien in Mehrgenerationenhaushalten. Das ist nicht so viel. Bei den Italienern ist der Prozentsatz viel niedriger: Nur 1 % der Familien lebt in Mehrgenerationenhaushalten. Wie gesagt, das ändert sich sehr stark.

(Kontos Folie 6: „Lebenssituation der alten MigrantInnen“)

Wichtig ist auch, über die Lebenssituation der alten Migranten zu sprechen. Wir wissen, dass sich das Pendeln für viele gesunde alte Migranten als Lebensform durchgesetzt

hat. Sie leben ein halbes Jahr in ihrem Heimatort und ein halbes Jahr in Deutschland, um sich damit einerseits den Wunsch zu erfüllen, das ursprüngliche Migrationsprojekt zu vollenden, nämlich in Deutschland zu arbeiten und danach nach Hause zurückzukehren und dort zu leben. Andererseits sind die Kinder in Deutschland, und sie möchten die familiären Bindungen nicht aufgeben. So gibt es die Form des Pendelns, die gut geht, solange die alten Migrantinnen und Migranten gesund sind.

Schwierig ist es bei den pflegebedürftigen alten Migranten. Wir wissen, dass es eine starke, kulturell kodierte Erwartung gibt, dass die Pflege in und von der Familie durchgeführt wird. Dies ist heutzutage jedoch durch die Frauenerwerbstätigkeit auch in den Migrantenfamilien sowie durch die geografische Mobilität, die Entfernungen nicht möglich. Hier müssen neue Wege gefunden werden.

Bei den Familien ist kaum Wissen über die Möglichkeiten der Pflegeversicherung und der Pflegedienste vorhanden. Die Pflegeinstitutionen, die jetzt viel mehr alte Migrantinnen und Migranten aufnehmen, sind nicht darauf vorbereitet, insbesondere nicht auf die Bedürfnisse von muslimischen alten Menschen. Geeignetes Pflegepersonal wären vielleicht muslimische Männer und Frauen, die die Rituale und Wünsche der muslimischen alten Menschen kennen. Jedoch sieht es so aus, als ob man sich wegen des Wunsches, dass die Pflege in der Familie stattfinden soll, nicht damit anfreunden kann, diesen Beruf zu ergreifen, um fremde alte Menschen zu pflegen. Das Problem kommt allmählich zur Sprache, aber es ist sehr schwierig, damit umzugehen.

(Kontos Folie 7: „Migrationsspezifische Grundlagen innerfamiliärer Dynamiken“)

Wenn wir über die Kultur und ihre Wirkung auf die Migrationsfamilien, auf die nächste Generation reden – es muss vielleicht an die dritte Generation gedacht werden –, muss man auch über migrationsspezifische Grundlagen für die innerfamiliären Dynamiken, die dort entstehen, sprechen. Damit meine ich, dass Migrationsprojekte der ersten Generation an die Kinder übertragen werden – die Kinder übernehmen und modifizieren sie –, es wird eine Art familiärer Auftrag daraus. Dieses Migrationsprojekt, das zum Familienprojekt wird, spielt auf jeden Fall dann eine Rolle, wenn es um die adoleszente Ablösung der jungen Generation geht. Dabei stellen sich auch Fragen wie: Darf man einen Fremden, einen Deutschen oder eine Deutsche, heiraten? Sollte man in der ethnischen Gruppe heiraten, um sich eine Rückkehr in der weiteren Zukunft offenzuhalten?

(Kontos Folie 8: „Kulturell und religiös geprägte Strukturen und ihre ambivalente Bedeutung für die Integration“)

Die Interpretation der eigenen Kultur kann tatsächlich ein Hindernis für die Integration sein, insbesondere für Mädchen und Frauen, die sich z. B nicht am Sportunterricht in der Schule beteiligen dürfen. Frau Schouler-Ocak hat es gesagt: Ethnisch-religiöse Strukturen können auch identitätsstiftend und stärkend im Sinne des Empowerments wirken. Daher können wir die Kultur schwerlich als eine Grundlage von Desintegration begreifen, sondern dadurch, dass sie identitätsstiftend wirkt und die Handlungsfähigkeit stärkt, wird sie zu einer Art paradoxem Integrationsmittel. In der Bedeutung von Kultur für die Integration steckt eine Menge Ambivalenz.

(Kontos Folie 9: „Aspekte der Bildungs- und Arbeitssituation von Frauen und Mädchen mit Migrationshintergrund“)

Jetzt möchte ich gerne auf die Bildungs- und Arbeitssituation von Frauen und Mädchen mit Migrationshintergrund eingehen. Wir wissen, dass sie höhere Bildungsabschlüsse als

Jungen erzielen, dennoch sind sie im dualen System unterrepräsentiert. Sie sind sehr stark in geringfügigen Beschäftigungen konzentriert. Auch Heiratsmigrantinnen, die im Ausland erworbene Qualifikationen mitbringen, können selten eine qualifikationsadäquate Beschäftigung antreten.

(Kontos Folie 10: „Kultur, Religion und Gleichberechtigung“)

In Bezug auf die Frauen insgesamt habe ich darüber nachgedacht, was die Kultur, Religion und Gleichberechtigung zusammenbringt. Wir wissen – die Forschung zumindest hat es schon immer gezeigt –, dass in den Migrantenfamilien traditionelle Geschlechterrollen aufgeweicht werden, weil auch Frauen arbeiten gehen. Es geht um das Migrationsprojekt. Man will Geld verdienen, um vielleicht im Heimatland ein Haus kaufen zu können. Dennoch wissen wir auch, dass Geschlechterrollen weiter tradiert werden und vor allem den Mädchen sehr viel Verantwortung für die Familie aufgebürdet wird. Wenn aber Mädchen und junge Frauen bildungserfolgreicher sind als Jungen, müssen wir erklären, wie das zustande kommt. Gerade die Familienorientierung, die Verantwortung der Mädchen für die Familienarbeit führt zu einer Bildungs- und Erwerbsbeteiligungsorientierung.

Der andere interessante Punkt ist, dass die religiöse Betätigung der jungen Musliminnen in neueren, qualitativ verfahrenen Untersuchungen als Emanzipationsschritt und Selbstvergewisserung abgehandelt wird. Sie stellen fest, dass jungen Migrantinnen ihre Religiosität vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung mit der Religion der Eltern entwickeln und darauf bedacht sind, mehr Spiritualität oder auch Wissen in die Religiosität hineinzubringen. Sie suchen nach ethischen Leitbildern in ihrer Religion, im Islam, sowie nach Grundlagen für eine individualisierte und eigenständige Lebensführung. Somit kann die neue Religiosität der jungen Frauen nicht als eine Art Ergebnis von Unterdrückung gedacht werden, sondern als ein kreativer Umgang mit den Problemen, die sich stellen. Die jungen Frauen entscheiden sich für eine andere Religiosität als ihre Eltern. Damit lösen sie sich von ihnen ab, verbleiben aber gleichzeitig im religiösen Kontext, den z. B. die muslimische Familie vorgibt.

(Kontos Folie 11: „Maßnahmen zur Stärkung der Familien und Förderung der Gleichberechtigung“)

Jetzt möchte ich auf einige Schlussfolgerungen eingehen, die für die Politik wichtig sind. Die Forschung in Bezug auf Heiratsmigrantinnen, an der ich beteiligt war, hat aufgezeigt, wie sehr sie Informationen, Beratung und Orientierung brauchen. Speziell für die im Ausland qualifizierten Migrantinnen besteht ein sehr hoher Bedarf an stärkeren und erweiterten Informationsangeboten. Darüber hinaus sind zusätzliche Qualifizierungen notwendig, z. B. Sprachkurse, sodass sie in die Lage versetzt werden, eine qualifikationsadäquate Arbeit zu finden. Die Nutzung von Konzepten des Empowerments und der individuellen Förderung, beispielsweise Mentoring, ist sehr wichtig für die Unterstützung der jungen Frauen und Mädchen bei ihren Bemühungen, sich in den Arbeitsmarkt und in die Gesellschaft zu integrieren.

Das Spiegelbild davon ist die Männer- und Väterarbeit. Auch Männer müssen ihre Rolle reflektieren und über ihre väterlichen und erzieherischen Aufgaben nachdenken. In vielen Orten gibt es bereits Männergruppen, Männerarbeit, was viel stärker ausgeweitet werden müsste.

Sehr wichtig für die Entwicklung der jungen Generation, aber auch insgesamt für die Integration der Migranten ist, dass die öffentlich geführte Integrationsdebatte eher des-integrierende Wirkungen hat. Hierzu müssen Gegenstandspunkte gefunden werden.

Die jungen Männer haben kaum alternative Rollenbilder zu dem traditionellen Männerbild; denn der Migrant wird in der öffentlichen Diskussion als ein traditioneller Mann, als ein Macho sehr negativ dargestellt. Es ist wichtig, das positive Männerbild in die Öffentlichkeit zu bringen, ähnlich wie das Bild der emanzipierten Frau. Das ist überall sichtbar, aber der neue Mann ist nicht zu sehen. Die jungen Migranten können sich kaum damit auseinandersetzen.

Sicherlich sehr wichtig ist es, die Pflegeinfrastrukturen an die Bedürfnisse der alten Migrantinnen und Migranten anzupassen und vor allem junge Musliminnen oder Muslime dafür zu gewinnen, den Pflegeberuf zu ergreifen.

Schließlich ist es wichtig, die „unsichtbaren“ Familien zu berücksichtigen und zu überlegen, inwiefern nicht eine gewisse Verantwortung ihnen gegenüber vorliegt.

Abg. **Mürvet Öztürk:** Herzlichen Dank, Frau Dr. Kontos, für die detaillierten Ausführungen. Ein Punkt aus dem vorherigen Vortrag ist auch in Ihren Ausführungen deutlich geworden. Sie haben davon gesprochen, dass die vorhandenen Angebote und Informationen stärker verbreitet werden müssen. Wie und wo sollte die Informationsverbreitung verankert sein? Frau Dr. Schouler-Ocak hat von der Hotline in ihrem Projekt erzählt. Dort kann man aktiv anrufen und sich zumindest erkundigen. Sollten die Informationen auch schriftlich verteilt werden? Ich glaube, es gibt Erfahrungen, die nicht sehr glücklich und erfolgreich waren. Sollten die Informationen in den Behörden installiert sein, wo man sie sich abholen kann? Heute Morgen haben wir erfahren, dass der Ansatz des Holens auch nicht immer funktioniert, sondern manchmal muss die Information in die Zielgruppe hineingetragen werden. Würde das bedeuten, dass die Informationen in den Migrantorganisationen verankert sein sollten, damit die Zielgruppe schneller erreicht werden könnte? Können Sie aus Ihrer Erfahrung noch weitere Vorschläge machen?

Dann haben Sie gesagt, dass der Aufenthaltsstatus eine Rolle spielt. Manche Frauen verbleiben beispielsweise wegen ihres Aufenthaltstitels in einer Ehe, obwohl sie dort Gewalt erfahren. Haben Sie Zahlen dazu, wie groß diese Gruppe ist?

Frau **Dr. Kontos:** Ich habe keine Zahlen, um mit einer klaren Antwort anzufangen. Die Nichtregierungsorganisationen, die mit den Migrantinnen arbeiten, die Beratung in schwierigen Lebenslagen anbieten, berichten aber, dass es solche Situationen gibt. Wenn die Frauen z. B. ins Frauenhaus flüchten und die Ehe sozusagen aufgelöst haben, haben sie Probleme mit ihrem Aufenthaltsstatus. Das Frauenhaus kann die entstehenden Kosten nicht abrechnen, daher nimmt es keine Frau auf, die illegal hier ist oder keinen geregelten Status hat. Das ist ein Teufelskreis.

Sicherlich ist inzwischen im Gesetz verankert, dass der Aufenthalt bei Härtefällen, wenn die Frau nachweisen kann, dass sie unter unzumutbaren Bedingungen lebt, trotzdem gewährt werden kann. Aber es ist schwierig, mit einer gewissen Sicherheit daranzugehen, zumal sich die Menschen – zumindest die, mit denen ich Interviews geführt habe – sehr stark auf Informationen verlassen, die in den ethnischen Netzwerken kursieren. Diese sind sehr stark „verschoben“. Sie entsprechen nicht der Realität, sondern sind mit Ängsten verbunden. Leider sind die meisten Betroffenen mit schlechten Informationen

versorgt, die ihnen keinen Weg zeigen. Wie gesagt, es ist ein Problem, dass die Frauenhäuser keine Frauen aufnehmen, die keinen gesicherten Aufenthaltsstatus haben. Dieser Punkt sollte in der Politik zur Sprache kommen.

Zu den Informationen: Es zirkulieren Informationen in den ethnischen Netzwerken, die aber eher nicht zutreffend sind. Was die beste Art und Weise ist, das ist eine schwierige Frage. Wer einsam wird, sollte den Kontakt zur Ausländerbehörde haben. Diese hat die Möglichkeit, eine Menge Informationen richtig und gut zu verteilen. Anscheinend findet das nicht statt. Die Leute bekommen zwar eine Liste der Institutionen, die Integrationskurse anbieten, sie müssen dann aber selbst herausfinden, wer was anbietet. Sie sind sehr alleingelassen. Sie erhalten zwar Informationen, aber das ist nicht praktikabel genug. Man muss von Anfang an, vielleicht bei der ersten Begegnung nach der Ankunft, eine Menge Beratung anbieten bzw. die Menschen in die richtigen Beratungsstellen schicken.

Ich habe in Interviews gehört, dass Menschen auch über die Arbeitsagentur gute Informationen bekommen haben, aber das ist nicht immer der Fall. Viele erlangen sie nach Jahren des Suchens, der Depression, Resignation und allem, was damit zusammenhängt, eher zufällig. Es ist schwierig. Man müsste alle Informationswege, die Sie aufgezählt haben, ausprobieren. Die erste Begegnung spielt hierbei eine wichtige Rolle.

Sachv. Prof. **Dr. Frank-Olaf Radtke:** Ich möchte zunächst eine Bemerkung zu den beiden Vorträgen von Frau Schouler-Ocak und von Frau Kontos machen. Ich finde es sehr interessant, dass wir heute in einer Perspektive diskutieren, in der es um die subjektiven Folgen für die Betroffenen – diejenigen, die wandern – geht, sowohl was die innerpsychische Dynamik als auch die Familiendynamik angeht. Es ist sehr wichtig, sich das klarzumachen.

Frau Kontos, ich hätte auch die Frage nach den Zahlen gehabt. Jetzt haben Sie eben schon gesagt, dass Sie auf Zahlen nicht eingehen können. Die Heiratsmigration, die einen großen Teil Ihres Vortrags ausgemacht hat, ist ja eine indirekte Folge von zwei politischen Entscheidungen, nämlich dem Anwerbestopp von 1973 und dem Asylkompromiss von 1993. Das hat eine rechtliche Kanalisierung bewirkt, in der die einzige Zugangsmöglichkeit die Heiratsmigration mit den Folgen ist, die Sie jetzt für die Familien geschildert haben. Es ist interessant, zu sehen, welche Nebenfolgen solche rechtlichen Entscheidungen haben, die etwas Bestimmtes – im Staatsinteresse durchaus nachvollziehbar – regeln wollen, aber dann von den Individuen, den Familien ausgetragen werden müssen.

Ich stelle trotzdem noch eine Frage nach den Zahlen: Wissen Sie etwas Genaueres über die absoluten Zahlen? Um wie viele handelt es sich pro Jahr? Wie hat sich die Heiratsmigration nach 1993, also nach dem Asylkompromiss, entwickelt? Was war vorher? Daran könnte man sehen, wie stark das Phänomen durch staatliche Politik initiiert ist. Wenn Sie die Frage nicht beantworten können, haben wir auch einen Spezialisten aus dem Hessischen Statistischen Landesamt hier – Herrn Müller –, der uns das vielleicht nachreichen kann, wenn es sein muss.

Frau **Dr. Kontos:** Vielen Dank für den Verweis auf das Hessische Statistische Landesamt. In der Tat hatte ich die Zahlen zur Heiratsmigration schon einmal, aber ich habe sie nicht mitgebracht und auch nicht im Kopf. Es gibt sie. Zumindest auf Bundesebene habe ich sie in einem Bericht über die Migrationslage gesehen.

Zu den Zugangsmöglichkeiten: Es ist einerseits ein Zugang in den Arbeitsmarkt, aber man darf andererseits nicht unterschätzen, dass es eine Kombination von Motivationen gibt. In sehr vielen Fällen geht es um die Familienzusammenführung, es ist nicht gänzlich ein Umgehen des Anwerbestopps. Zumindest in vielen Interviews, die ich geführt habe, war die Motivation von Männern und Frauen eindeutig, dass sie hierher gekommen sind, weil sie mit jemandem Bestimmten leben wollten. Viele Heiratsmigrantinnen sehen dann allerdings, dass sie ihre Qualifikation nicht einbringen können. Wenn dann auch die Ehe nicht so ist, wie sie es sich vorgestellt haben, sagen sie: Ich gehe zurück in die Türkei. Ihnen ist der Beruf wichtig, und sie würden die Ehe aufgeben, um in die Türkei zurückzugehen und auf einem anderen Niveau arbeiten zu können als hier.

Sachv. Prof. **Dr. Friedrich Heckmann:** Die Migrationszahlen, was die Heiratsmigration angeht, kann man dem Migrationsbericht entnehmen, der jährlich herausgegeben wird; er ist gerade wieder erschienen.

Ich möchte ein Tabuthema ansprechen, was die griechische Migration und die Familienverhältnisse angeht. Es geht um die Bildungssituation der griechischen Jugendlichen, die auf die griechischen Nationalschulen gehen. Da, wo das Angebot existiert, geht der Großteil der Kinder mit griechischem Migrationshintergrund – es sind häufig 80, 85 % – auf Nationalschulen, die nach dem griechischen Curriculum mit importierten Lehrern verfahren und – ich will es nicht im Einzelnen ausführen – im Wesen einer Bildungsfalle für die Kinder gewissermaßen in eine bildungspolitische Wüste führen. Man kann bestimmte Wege verfolgen, dass Hoffnungen, basierend auf Möglichkeiten im griechischen Bildungssystem, in Griechenland nicht erfüllt werden.

Was motiviert die Familien, ihre Kinder – da, wo das Angebot besteht, das ist in einer ganzen Reihe von Orten so – auf diese Schulen zu schicken? Ist es ein Nationalismus? Ist es ein rationales Verhalten, das aber mit falschen Prämissen arbeitet? Man denkt, mit dem griechischen Abitur könnte man den Hochschulzugang in Griechenland erreichen, den man in Deutschland nicht so leicht erreichen kann. Was motiviert die Kinder? Das ist fast ein Tabu. Es wird immer von den Muslimen und den türkischen Kindern gesprochen, die Bildungsnachteile haben, aber auch die Griechen haben massive Bildungsprobleme. Manche Statistiker werten den griechischen Lyzeumsabschluss analog dem deutschen Abitur, was aber nicht gerechtfertigt ist und auch nicht den deutschen Hochschulzugang ermöglicht. Dieses ganze Feld und die Rolle der Familie dabei würden mich sehr stark interessieren.

Frau **Dr. Kontos:** Mit Ihrer Frage haben Sie mich überrascht, an dieses Thema habe ich überhaupt nicht gedacht. Die griechischen Eltern sind sehr stark bildungsorientiert, wie die griechische Gesellschaft insgesamt. Das basiert auf Traditionen aus dem 19. Jahrhundert. Der soziale Aufstieg über die Bildung war in Griechenland schon immer gegeben und möglich. Deswegen hat jede Familie das Ziel, ihre Kinder an die Hochschule zu bringen.

Man hat gesehen, welche Hürden die deutsche Schule mit der frühen Selektion aufstellt. Viele halten es deswegen für unwahrscheinlich, dass die Kinder in der deutschen Schule zu dem großen Ziel, die Hochschule, geführt werden können. Das ist der Grund, warum sie entscheiden, die Kinder in die griechischen Schulen zu schicken, die ihnen den Hochschulzugang in Griechenland mehr oder weniger garantieren – nicht ganz, sie müssen auch noch eine Prüfung ablegen, aber das ist sicherer. So kommen viele Studenten in Griechenland aus diesen Schulen in Deutschland. Sie studieren an den grie-

chischen Hochschulen und versuchen später, mit dem Abschluss nach Deutschland zurückzukehren. Diese Bewegung gibt es.

Vielleicht sollte man in diesem Zusammenhang auch das Migrationsprojekt der Eltern sehen. Die Familie hatte immer vor, zurückzukehren, also ist es einerseits besser, wenn die Kinder die griechische Schule besuchen und die Voraussetzungen für das Hochschulstudium in Griechenland bekommen. Andererseits korrespondiert es mit der Weigerung, dass die Kinder in das duale System gehen. Für die „bildungsbesessene“ griechische Familie war das schon immer eine nicht akzeptable Alternative. So waren die griechischen Kinder im dualen System sehr unterrepräsentiert. Das war ein ganz großes Problem. Ob sich die Zahlen in den letzten Jahren geändert haben – ich denke an die Arbeiten von Frau Boos-Nünning vor zehn Jahren, die darüber geschrieben hat –, weiß ich nicht. Auf jeden Fall gibt es die spezielle griechische „Bildungsbesessenheit“.

Sachv. Prof. **Dr. Friedrich Heckmann:** Aber viele scheitern bei dem Versuch, in Griechenland mitzuhalten. Ich kenne empirische Daten von der lokalen Ebene in Nürnberg, das Schulamt hat das dort einmal untersucht. Sie kommen zurück und haben es nicht geschafft, an den griechischen Hochschulen mitzuhalten. Dann landen sie in den Berufsschulklassen für Unqualifizierte, in Bayern heißen sie „Jungarbeiterklassen“. Das ist nicht ein Weg in die Hochschule, sondern er führt sehr häufig ins bildungspolitische Nichts.

Frau **Dr. Schouler-Ocak:** Ich möchte auf Ihre Frage nach den Heiratsmigrantinnen eingehen. Es sind jährlich – Frauen und Männer – etwa 10.000. In den Niederlanden gibt es Untersuchungen, die darauf hinweisen, dass die zweite Generation zu 80 % eine Ehe durch Heiratsmigration eingeht, d. h. einen Partner aus der Herkunftsregion der Familie holt. Dadurch ergeben sich ganz viele Konflikte bzw. Problemkonstellationen, weil die Heiratsmigranten dann wiederum die erste Generation sind. Dann werden viele Dinge noch einmal durchlebt.

Im Rahmen dieser Erkenntnisse gibt es Bestrebungen, den Mitmenschen mitzuteilen: Macht das bitte nicht! In Berlin laufen z. B. in METROPOL FM, einem Radiosender, Informationssendungen: Denken Sie daran, wenn Sie jemanden aus der Heimat heiraten, dann kann Ihnen dies oder jenes passieren. – Aufklärung und Informationsvermittlung findet im Moment statt. Auch bei den Migranten selbst beginnt peu à peu ein Umdenken.

Abg. **Mürvet Öztürk:** Ich möchte noch einmal auf die Heiratsmigration eingehen. Gibt es Zahlen zur Situation von Frauen aus fernöstlichen, asiatischen Ländern, die urdeutsche Männer heiraten und hierher migrieren? Sind die Fallkonstellationen oder die Konfliktpotenziale ähnlich oder doch ganz anderer Natur?

Frau **Dr. Kontos:** Wenn Frau Schouler-Ocak eine Antwort darauf hat, lasse ich ihr den Vortritt.

Frau **Dr. Schouler-Ocak:** Konkrete Zahlen habe ich nicht, aber es gibt Zahlen darüber. Die „Liebe“ der Deutschen ist sehr spannend und sehr unterschiedlich. Deutsche Männer bevorzugen eher Frauen aus den östlichen Ländern – Polen, Russland, Thailand usw. –, die Liebe der deutschen Frauen geht eher gen Süden, und trotzdem verstehen sie

sich – oder auch nicht. Bei der Partnerwahl prallen tatsächlich sehr viele unterschiedliche kulturelle Wertevorstellungen aufeinander. In manchen Konstellationen funktionieren die Beziehungen nicht. Die Situation für die Frau ist dann oft sehr schwierig. Langsam werden entsprechende Anlaufstellen und Strukturen für die Heiratsmigrantinnen oder -migranten aus verschiedenen kulturellen Kontexten geschaffen.

Frau **Dr. Kontos**: Es gibt auch eine große Diskussion darüber, dass die Heiratsmigration fast Züge von Menschenhandel trägt. Das beginnt mit der Bezeichnung „importierte Bräute“. Es wird angenommen, dass sie hierher kommen, für den Mann arbeiten und ihm sexuell zur Verfügung stehen müssen. Das ist nichts anderes als Menschenhandel. Viele Organisationen, die mit Frauen aus dem fernen Osten arbeiten, die hier eingehiratet haben, haben das so abgestempelt.

(Abg. Mürvet Öztürk: Ist das eine Vermutung, oder ist das belegt?)

– Einige Fälle wird es wohl geben. Wie sich das quantitativ zeigt, ist eine andere Frage.

Abg. **Ismail Tipi**: Das wollte auch ich ansprechen. Ich möchte jetzt nicht übertreiben und sagen, dass Frauen im Rahmen des Menschenhandels für Bordelle hergebracht werden, kann aber sagen, dass viele Frauen, die durch die Heiratsmigration nach Deutschland eingereist sind, dadurch, dass ihr Aufenthaltsstatus an den Ehepartner gekoppelt ist, in ihren eigenen vier Wänden wie moderne Sklaven gehalten werden. Die Frauen – oder auch Männer – haben Angst, abgeschoben zu werden, wenn die Ehe nicht mehr besteht. Die Aufenthaltserlaubnis im Rahmen der Familienzusammenführung wird nur verlängert, wenn die Ehe Bestand hat. Deswegen kontrollieren auch viele Beamte oder Beamtinnen vor Ort in den Häusern, ob die Betten überhaupt gemeinsam benutzt werden. Das ist das Problem, das wir in Deutschland im Moment haben. Die Menschen, die hierher kommen, sollten ab dem ersten Tag ihren eigenständigen Aufenthaltsstatus haben, und zwar nicht nur dann, wenn die Ehe fortbesteht. Durch dieses Druckmittel können die Frauen oder Männer manchmal mundtot oder auch gesellschaftlich tot gemacht werden.

Abg. **Mürvet Öztürk**: Wir haben über Heiratsmigration und Importbräute oder -bräutigame geredet. Frau Dr. Schouler-Ocak ist etwas darauf eingegangen. Haben auch Sie Erkenntnisse dazu? Eine Zeit lang wurde zumindest behauptet, dass Männer eher niedrig qualifizierte Frauen geheiratet haben, damit zu Hause eine gewisse klassische Rollenvorstellung weiter erfüllt werden konnte. Junge Frauen haben eher im gebildeten höheren Milieu im Herkunftsland geheiratet und sich dadurch erhofft, dass ihr der höher gebildete Mann aus der Türkei auch in Deutschland bessere Lebensmöglichkeiten bietet. Mich interessiert die Konfliktanalyse; da kennen Sie sich aus. Oft haben sich dann Konflikte entwickelt, weil die Frauen eben nicht die klassische Rolle übernehmen wollten, die gebildeten Männer, die hierher kamen, ihre klassische Ernährerrolle aber nicht übernehmen konnten, weil z. B. ihre Abschlüsse nicht anerkannt wurden. Deswegen sind Konflikte entstanden, und Ehen wurden zerrüttet.

Unsere Angebote, seien es psychosomatische Betreuungsangebote oder familiäre Gesundheitsbetreuungsangebote, geben noch keine passgenaue Antwort auf diese Situation. Ist das in der Wissenschaft ein Thema und bekannt? Wird daran gearbeitet, oder handelt es sich um minimale, kleine Fälle, mit denen man sich gar nicht beschäftigen muss? Für mich sind immer die Ursachen wichtig und wie man sie bekämpfen kann,

damit solche Konflikte in der nächsten Generation nicht mehr auftreten. Ich frage Sie beide nach Beispielen aus der Praxis.

Frau **Dr. Kontos**: Diese Ehen stehen unter Belastungen und brauchen in den Fällen eine intensive Beratung. Sie werden unter dem Zwang geschlossen, dass der Aufenthaltsstatus sonst nicht gegeben ist. Familienentscheidungen werden unter dem Druck der rechtlichen Rahmenbedingungen getroffen. Daher müsste es eigentlich mehr Beratung für diese Familien geben. Wie sich die Konflikte entwickeln, dazu habe ich keine Zahlen.

Frau **Dr. Schouler-Ocak**: Zahlen habe auch ich nicht. Sie haben gefragt: Hat die Forschung Interesse an solchen Konfliktkonstellationen, Verursachungsmechanismen? – Ja, das hat sie, aber es ist immer noch ein Randthema. Auch bei unserem Projekt haben wir Heiratsmigrantinnen befragt, bzw. sie waren in den Fokusgruppen. Was Sie beschrieben haben, ist in der Tat so. Arbeitsmigranten, die keine hohe schulische oder berufliche Qualifizierung haben, heiraten Akademikerinnen, Akademiker aus der Heimat. Dann gibt es andere Problemkonstellationen. Wenn ein Mann z. B. in familiäre Konstellationen einheiratet, die nicht seinem „Niveau“ entsprechen, wird er sehr leicht depotenziert, weil er kleingehalten wird, und kann dadurch seine Ressourcen und Kompetenzen, die er mitgebracht hat, gar nicht ausschöpfen oder einbringen. Er wandert dann nicht unbedingt in die Krankheit, aber in eine Störung ab, nimmt sich also heraus.

Umgekehrt gibt es das auch – ich kann nur Einzelbeispiele aus meiner Praxis nennen –: Akademikerinnen haben in Arbeiterfamilien eingeheiratet und sind hier als Hausfrauen angekommen. Sie leben nicht ganz so streng wie „Sklavinnen“, mussten sich aber sehr den familiären Strukturen anpassen und konnten ihre Kompetenzen nicht einbringen. Eine hoch dotierte Chemikerin z. B. durfte hier nicht arbeiten und nichts machen. Das heißt, all die Ressourcen liegen brach und werden überhaupt nicht genutzt. Es gibt auch zu wenig Mittel und Wege, damit diese Menschen nicht nur einen Aufenthaltsstatus, sondern auch eine Arbeitserlaubnis bekommen, um sich einbringen zu können und zu dürfen. Es muss etwas passieren, damit diese Ressourcen nicht vergeudet werden.

Vorsitzender: Danke schön. Weitere Wortmeldungen sehe ich nicht. Herzlichen Dank. – Jetzt darf ich Frau Krämer bitten.

Frau **Krämer**: Ich möchte mich für die Einladung bedanken. Ich werde vor allem aus der Praxis berichten, da ich viel praktische Erfahrung habe, und weniger wissenschaftliche Grundlagen vorbringen. Ich bin Diplom-Sozialpädagogin, seit Ende letzten Jahres im Ruhestand, arbeite aber noch weiterhin in der Fort- und Weiterbildung als Supervisorin und in eigener Praxis als Musiktherapeutin.

Ich habe in der Familienberatung und in der pädagogischen Fachberatung gearbeitet, alles ehrenamtlich, aber mit der entsprechenden Ausbildung. Mein Geld habe ich im Erziehungsdienst verdient, und zwar in einer Kita in Dietzenbach in integrativen Gruppen und Spielkreisen für Mutter und Kind. Dietzenbach ist bekanntermaßen eine sehr aktive Stadt mit sehr viel Engagement in der sozialen Arbeit, vor allen Dingen in den Kitas. Wir haben 15 Kitas in der Stadt mit einem sehr hohen Ausländeranteil.

Ich erzähle dies sehr ausführlich, weil ich eine Vielfalt von Frauen, Männern und Familien mit Migrationshintergrund mit sehr unterschiedlichen Interessen in Bezug auf die Integra-

tion kennengelernt habe. In den Spielkreisen und in der Familienberatung bin ich ausschließlich Familien aus der Mittelschicht mit einem ausgesprochenen Integrationswillen begegnet, also aus einem multikulturellen Performancemilieu – ich beziehe mich auf Ihre Milieudarstellungen, die ich sehr hilfreich finde; nachher komme ich noch einmal darauf zurück – bzw. einem intellektuell-kosmopolitischen Milieu. Das ist das höchste Milieu mit sehr hohem Bildungsanspruch.

In der Kita habe ich die Vielfalt von ungefähr 110 Nationen kennengelernt; bundesweit gibt es etwa 160 Nationen. Deutschland ist inzwischen ein sehr multikulturelles Land, und zwar mit allen Milieuzuordnungen. Wir haben in sehr großem Umfang mit Analphabeten und nicht deutsch sprechenden Müttern und Kindern muslimischer Herkunft zu tun. Dazu muss ich anmerken, dass wir ein großes Problem mit marokkanischen Familien aus Berberstämmen haben. Die Berber haben keine Schriftsprache. Das heißt, wenn dort Bildung befördert werden soll, gerade bei den Frauen, müssen sie erst einmal einen Begriff davon bekommen, dass man das, was man sagt, auch schriftlich niederlegen kann. Diese Beziehung ist oft nicht da. Man hat kein Verhältnis zur Schriftsprache. Viele lernen erst Arabisch und über diese Sprache dann Deutsch. Das ist ein Weg, der oft gegangen wird.

Der Integrationswille ist sehr unterschiedlich, die meisten aber wollen das Beste für die Kinder. Sie wollen Bildung in einem sehr pragmatischen Sinn. Die Kinder sollen mit einer guten Bildung gut verdienen oder auch – das ist ein bisschen makaber – gut verkauft werden können, vor allem die Mädchen. Ich habe das gerade in ostasiatischen Familien – nicht aus dem muslimischen, dem arabischen Raum – erlebt. Es wird darauf geschaut, dass die Mädchen sehr früh in die Schule kommen. Dann werden sie kurzerhand als selbstständig, selbstbestimmend – sie sagen natürlich, dass sie in die Schule wollen –, zu Erwachsenen erklärt. Das heißt, sie sollen in Deutschland eine gute Grundbildung bekommen und dann ganz früh verkauft werden. Deshalb möchte ich noch einmal auf die Milieustudien hinweisen. Herr Prof. Toprak sprach heute Morgen sehr viel von patriarchalen Strukturen. Manchmal sollte man von archaischen Strukturen sprechen. Genau das trifft hierauf zu. Es ist nicht nur patriarchal, sondern in der Tradition auch archaisch.

(Abg. Mürvet Öztürk: Können Sie vielleicht zu Beginn erklären, was „verkauft werden“ bedeutet? – Sachv. Marc Phillip Nogueira: Was heißt das?)

– Die Mädchen werden verkauft. Das heißt, sie werden verheiratet und bekommen dann das Geld dafür.

(Sachv. Marc Phillip Nogueira: Wer? – Zuruf: Die Eltern!)

– Es kommt nicht häufig vor, aber es kommt vor. Ich möchte nur sagen, dass Bildung auch etwas sehr Pragmatisches haben kann. Für mich ist Bildung noch etwas Ideelles; das ist aber selten. Der Bildungswille hat einen pragmatischen Hintergrund.

Frauen wollen sich oft auch emanzipieren. Das heißt, sie wollen schnell arbeiten gehen. Das gibt es auch bei den Muslimen, dort hat es aber nichts mit Emanzipation zu tun – das darf man nicht verwechseln –, sondern es ist oft ein Überlebenskampf. Entweder müssen sie arbeiten, weil es die Männer bestimmen, oder das Geld fehlt einfach. Dann erledigen sie Teilzeitjobs, wie Putzen usw. Es kommt auch öfter vor, dass die Männer mitgehen. Die Frauen putzen, und die Männer passen auf. Das ist einfach praktisch.

Manche haben auch hinsichtlich der Kita sehr hohe Ansprüche an Bildung. Davon kann man aber nicht unbedingt auf einen Integrationswillen schließen, sondern sie möchten gerne, dass man sich ihnen, z. B. ihren Essensansprüchen, sehr anpasst.

In der Familienberatung suchen in erster Linie die Frauen Hilfe für ihre Familie. Das ist aber bei deutschen Familien genauso. Familienberatungen werden meistens zuerst von den Frauen aufgesucht, auch wenn die Familien später nachkommen.

Die Spanne von Integration, Integrationswille bis hin zu gelungener Integration ist sehr breit. Sehr verallgemeinert würde ich sagen, dass die Integration – außer bei den muslimisch tradierten Gruppen – gelungen ist. Ich spreche auch hier von Gruppen, nicht von Nationalitäten; denn innerhalb der Nationalitäten kann es sehr unterschiedlich sein. Es ist mehr ein milieuspezifisches Problem. In der Familienberatung und in den Spielkreisen habe ich eigentlich nur Familien mit einer gelungenen Integration gefunden. Sie wollten sich integrieren.

Die Frauen – auch die muslimischen Frauen – haben als „Innenminister“ ihrer Familien großen Einfluss und sind ihnen insofern eine Hilfe. Trotzdem unterstehen sie – sehr unterschiedlich allerdings, je nach gelebter Tradition – der Bevormundung durch alle Männer bzw. alle älteren Frauen. Wir haben schon mehrfach gehört, dass das in den tradierten Familien so ist. Die Bildung von Frauen leistet immer einen großen Beitrag zu ihrer Integration. Auch hier kann der Integrationswille gestärkt werden, wenn er nicht sogar erzeugt wird. Das heißt, wenn sie Gelegenheit dazu haben, sehen sie, was in anderen Familien passiert.

Die Kinder sind die Mittler. Sie sind die Türöffner zur Integration und bedürfen daher besonderer Aufmerksamkeit, wie Bildung und sozialer Teilhabe.

Die Männer, vor allen Dingen die jungen Männer, sind in einer ganz besonderen Lage; das haben wir schon in einem anderen Zusammenhang gehört. Hier gibt es eine Gemengelage aus Stolz, patriarchaler Autorität, Gekränktsein, Entwertung, Entehrung usw. Da müsste sehr viel mehr gemacht werden als das, was jetzt passiert. Mehr kann ich dazu nicht sagen, aber das ist mir aufgefallen.

Die sozialen Brennpunkte mit den Hochhäusern und bestimmten Stadtvierteln werden im Großen und Ganzen sehr negativ gesehen, sie können aber auch ein Filter zur Integration sein. Ich habe noch einmal mit Kolleginnen gesprochen, die mir sagten, dass ein sozialer Brennpunkt durchaus ein Ort der Orientierung ist, an dem man erst einmal Sicherheit im eigenen Umfeld, in der eigenen Familie, bei der eigenen Nationalitätenzugehörigkeit findet. Wenn sich die Familien aber mehr an Deutschland angepasst und Fuß gefasst haben, eventuell auch eine gute Arbeit haben, dann besteht durchaus die Chance, dass sie die Brennpunkte verlassen und der Integrationsprozess weiterverfolgt wird.

(Präsentation Krämer siehe Anlage 4 – Folie 2: „Familien mit Migrationshintergrund“)

Ich habe drei Vorschläge zusammengestellt, wie wir Familien mit Migrationshintergrund unterstützen können.

(Krämer Folie 3: „Familien mit Migrationshintergrund“)

Erstens. Wir brauchen umfassendere und differenziertere kulturelle und ethnologische Informationen betreffend die Herkunftsländer von Migranten. Das haben wir ähnlich heute Morgen schon in einem anderen Zusammenhang gehört. Wir brauchen sie auch verbunden mit Ergebnissen aus den Milieustudien, und zwar für alle Bereiche der Beratung, Pädagogik und Pflege. Ich stelle mir eine Art Informationspool vor, auf den man immer wieder zurückgreifen kann. Der Deutsche Entwicklungsdienst z. B. hat sehr umfangreiches Material. Es wäre sehr schön, wenn es etwas in der Art gäbe.

(Krämer Folie 4: „Familien mit Migrationshintergrund“)

Zweitens. Wir brauchen mehr niedrigschwellige Angebote für Frauen aus bildungsfernen Familien und, was sehr wichtig ist, den Aufbau von Ausbildungen für Frauen mit einem hoch qualifizierten Abschluss zur Anpassung an den deutschen Standard. Ich habe in letzter Zeit mehr Interviews geführt und immer wieder Frauen getroffen, die eine sehr gute Ausbildung haben. Ein Beispiel: Eine Physikerin weiß jetzt, nach der Familienphase, nicht, was sie machen soll. Sie hat im Moment keine Möglichkeit, einen Job zu finden, es in der Familienpause aber leider auch versäumt – das muss ich dazusagen –, Deutsch zu lernen. Woran das liegt, weiß ich nicht. Es kann sein, dass sie zu sehr in der Familie engagiert war und keine Gelegenheit dazu hatte.

(Krämer Folie 5: „Familien mit Migrationshintergrund“)

Sehr am Herzen liegt mir der dritte Punkt: Wir brauchen Gesetzesinitiativen, um Familien vor Überschuldung zu schützen. Ich habe mehrere sehr dramatische Fälle erlebt. Es geht darum, dass die Familien immer einbezogen werden, wenn jemand Schulden hat. Das heißt, in den größeren Familienverbänden werden Darlehen aufgenommen und so die Schulden gedeckt. Wenn dann für ein Kind – im Moment wird das Problem schwächer – die Kindergartengebühren nicht mehr bezahlt werden können, weil innerhalb der Familie zu viele Schulden aufgelaufen sind, kann das auch nicht von der Sozialhilfe übernommen werden. Das heißt, das Kind wird unter Umständen – das ist häufig passiert – aus dem Kindergarten herausgenommen, weil eine Kostenübernahme nicht möglich ist und die Eltern das Geld für die Kita nicht mehr bezahlen können oder wollen. Das ist sehr dramatisch für das Kind. In Hessen ist das letzte Kindergartenjahr kostenfrei. Das ist eine Möglichkeit, damit solche Dinge nicht mehr passieren.

Ich bleibe noch bei dem dritten Punkt: Immer mehr Ausländer machen sich selbstständig, es handelt sich um eine sehr große Zahl. Sie können mehr Geld verdienen, arbeiten dafür auch sehr viel, gleichzeitig ist aber die Anzahl der Konkurse massiv hoch. Doppelt so viele ausländische Kleinbetriebe wie deutsche sind davon betroffen. Ich habe immer wieder erlebt, dass sich Familien, bevor sie Konkurs anmelden, weiter verschulden, und zwar erst einmal in der Familie Darlehen aufnehmen. Das Tragische ist, dass oft Darlehen im Namen der Kinder aufgenommen werden. Das heißt, dass junge Frauen, die einen guten Job haben, bereits mit 22, 23 Jahren hoch verschuldet sind, und das nur, um immer wieder Geld in das marode Geschäft ihres Vaters zu stecken. – Das ist ein Teil der Überschuldung.

Der andere Teil der Überschuldung ist häufig: Wenn Eigentum erworben wird, wird völlig unterschätzt, welche Nebenkosten auf die Käufer zukommen. Hier laufen Kosten auf, die nicht vorhersehbar waren und dann nicht mehr gedeckt werden können. Auch von Unternehmern werden die Nebenkosten wie Steuern, Löhne, Sozialabgaben völlig unterschätzt. Hinzu kommt oft eine gewisse Naivität: Ich habe etwas eingekauft, brauche es noch nicht zu bezahlen, verkaufe es dann, und das Geld, das hereinkommt, gehört

mir. Sie haben nicht den Überblick, dass man die Ware, die man eingekauft hat, erst einmal bezahlen muss.

(Krämer Folie 3: „Familien mit Migrationshintergrund“)

Ich komme noch einmal zu Punkt 1 zurück: Wir brauchen umfassendere kulturelle Informationen – das würde helfen – und eine interkulturelle Kompetenz bei allen pädagogischen und pflegerischen Fachkräften. Das würde eine individuellere und kultursensiblere Herangehensweise bei Hilfen, Forderungen und Förderungen unter Berücksichtigung des in Deutschland gelebten Milieus bedingen. So könnten Pflegekräfte und Beratungskräfte besser auf ihre Klientel eingehen.

(Krämer Folie 6: „Familien mit Migrationshintergrund“)

Wie können die Informationen erfolgen? Zum einen in einem partnerschaftlichen Austausch. Sofern Deutschkenntnisse vorhanden sind, könnte man nachfragen, mit der Klientel in einen Handel eintreten und sich austauschen, sich gegenseitig informieren. Das heißt, ich kann den anderen fragen, was und warum er etwas macht. Umgekehrt ist es genauso. Paolo Freire z. B., ein südamerikanischer Sozialwissenschaftler, hat so Alphabetisierungskurse durchgeführt. Er ist zu den einheimischen Stämmen gegangen und hat im Austausch mit ihnen, indem er nach deren Alltag fragte und auch den eigenen Alltag beschrieben hat, die Lehrer-Schüler-Beziehung quasi umgekehrt: Der Lehrer wurde zum Schüler und der Schüler zum Lehrer. In der Form hat er die Sprache erlernt. Die Eingeborenen haben die Hochsprache, die er vermitteln wollte, und gleichzeitig eine Schriftsprache gelernt. Aus Analphabeten sind Schrift- und Sprachkundige geworden. In ähnlicher Art und Weise könnte man das hier auch machen, das wäre eine pädagogische Methode.

Durch Fort- und Weiterbildung sollte man auch Pädagogen, Pfleger und Berater mit dem Thema konfrontieren und für sie z. B. einen Pool schaffen, in dem sie sich informieren können. Wichtig wäre auch, die Informationen in die Studien- und Lehrpläne einzubinden, auch wenn das alleine nach meiner und der Erfahrung meiner Erzieherkolleginnen nichts nützt. Am besten sollte es in die praxisbegleitenden Ausbildungen, bei Lehrern auch in die Referendariatsausbildung eingebracht werden, damit sie lernen, die Informationen, die sie bekommen, auch in der Didaktik und Methodik anzuwenden. Es reicht oft nicht, die Informationen zu erhalten, man muss auch wissen, wie man sie umsetzt. Das hielte ich für eine sehr wichtige Grundlage, die man noch einführen könnte.

(Krämer Folie 7: „Familien mit Migrationshintergrund“)

Zu den niedrighwelligen Bildungsangeboten für Frauen: Man sollte die bereits verpflichtenden oder auch freiwilligen Sprachkurse ausweiten. Dabei wäre es wichtig, die Inhalte der Sprachkurse mehr alltagsbezogen und kulturell informierend auszubauen. Sie sollten nicht nur Sprache vermitteln, sondern gleichzeitig Inhalte herüberbringen. Es geht um Themen wie Emanzipation, Hygiene, Pflege, Erziehung von Kindern, Trennung von Staat und Kirche, Religion, Gewalt. Wir müssen mehr Informationen über unsere Kultur einbringen.

Ein anderes wichtiges Thema sind Migrationskurse und Migrationsverträge. In Frankreich hat man bereits mit den einzelnen Migranten Verträge abgeschlossen. Ich halte die Idee gar nicht für schlecht, um auch die Frauen offiziell mehr einzubeziehen. Wenn man auch mit ihnen Migrationsverträge schließen würde – das wäre meine Idee –, dann wären sie nicht als Ehepartner oder Familienmitglied angesprochen, sondern als Frau per-

sönlich. Das würde ihr Selbstverständnis stärken. Sie könnten von ihrer Familie, ihren Partnern nicht daran gehindert werden, weil es verpflichtend wäre. Sie müssten sich auch integrieren und verpflichtende Kurse besuchen. Ich verpflichte die Leute zwar nicht so gerne – ich bin Sozialpädagogin –, sondern motiviere sie lieber, aber manchmal ist das vielleicht wichtiger.

Sachv. **Marc Phillip Nogueira:** Was verstehen Sie unter „Integrationswilligkeit“? Das ist ein Begriff, den Sie öfter benutzt haben. Mich hat irritiert, dass Sie sagten, Sie erfahren insbesondere den muslimischen Bereich als sehr integrationsunwillig, während Sie bei den Leuten, die in die Beratung kommen, einen Integrationswillen sehen. Nun könnte man auch sagen: Wenn die Leute nicht in die Beratung kommen, liegt es vielleicht an der Beratung, oder es gibt andere Faktoren, die sie davon abhalten. Was verstehen Sie unter „Integrationswillen“?

Frau **Krämer:** Es ist eine ganz andere Klientel, die in die Beratung kommt. Da ist schon sehr viel Eigeninitiative vorhanden. Man will Hilfe und etwas ändern. Dahinter steckt eine gewisse Aktivität. Fehlender Integrationswille ist zugegebenermaßen mein subjektiver Eindruck, weil ein sehr großer Teil der Familien in den Kitas, gerade die muslimischen, auf ihren eigenen Regeln besteht. Sie wollen ihre eigenen Standards und bleiben dabei.

(Sachv. Marc Phillip Nogueira: Zum Beispiel? Was wäre das? Ich möchte es greifbar haben! Welche eigenen Regeln sind das, die nicht legitim sind?)

– Sie wollen z. B. ihr Essen haben. Wenn sie das bekommen – es gibt dann beispielsweise kein Schweinefleisch –, wollen sie auf einmal nur noch geschächtetes Fleisch haben. Es geht immer einen Schritt weiter. Sehr deutlich wird es, wenn man mit ihnen über die Kinder sprechen möchte. Man kann ihnen sehr wenig zu den Kindern sagen, sie nehmen sehr wenige Ratschläge an, was sie mit ihren Kindern machen können. Die Kinder werden auch aus der Kita genommen, weil die Eltern gerade Autoreifen kaufen müssen. Eine Integration im Sinne von Bildung ihrer Kinder wollen sie eben nicht.

Von Kolleginnen weiß ich, dass die Männer ihren Frauen sehr häufig sagen: Du darfst nicht mehr in den Sprachkurs gehen. Ich möchte das nicht. – Das ist ein Verhindern, weil Bildung auch etwas „Gefährliches“ sein kann. Das ist historisch gesehen so. Bildung kann für diejenigen, die nicht gebildet sind, sehr „gefährlich“ sein.

Abg. **Mürvet Öztürk:** Sie haben die Klientel beschrieben, mit der Sie in den Einrichtungen gearbeitet haben. Handelt es sich dabei mehr um eine marokkanisch-berberische Klientel, oder gibt es auch andere ethnische Gruppierungen? Wenn Sie von Muslimen sprechen, stammen die meisten aus Marokko, aus der Türkei, oder welches ist Ihre Zielklientel, mit der Sie arbeiten? Wie hoch ist der Anteil der Zielklientel in Dietzenbach? Gibt es andere Wohngegenden oder Milieus, von denen Sie auch erfahren, in denen es andere Erlebnisse gibt?

Eine Anmerkung möchte ich an dieser Stelle noch machen: Die Wendung „Verkauf der Töchter“ kann ich so nicht stehen lassen, weil ich vermute, was Sie damit meinen. So kann das sehr missinterpretiert werden; damit öffnen Sie Missverständnissen Tür und Tor. Mir ist es wichtig, das noch einmal einzuordnen. Meinen Sie das Brautgeld, das die Familien nehmen, das traditionell eigentlich für die Frau gedacht ist, das sie ihr gemäß der Kultur auch geben müssten, weil es ihre Rentenversicherung ist? Das wird oft nicht ge-

macht, und deswegen wird das von vielen Leuten kritisiert. Oder meinen Sie mit „Verkaufen“, dass die Mädchen zur Prostitution gezwungen oder weiterverkauft werden?

(Frau Krämer: Das auf gar keinen Fall!)

Ansonsten müsste man es einordnen und begrifflich vielleicht genauer benennen. In unserer Gesellschaft ist es sehr wichtig, dass man die Dinge zielgenau benennt und interkulturell einordnet.

Frau **Krämer**: Es ist sehr gut, dass Sie noch einmal nachfragen und ich das differenzieren kann. Damit ist nicht gemeint, dass die Frauen zur Prostitution verkauft werden, sondern es geht darum, dass sie mit dem Brautgeld in ihrer Kultur relativ früh gut verheiratet werden können und mit Bildung einfach mehr „wert“ sind.

Abg. **Mürvet Öztürk**: Wenn Sie „relativ früh“ sagen: Sind die Personen noch minderjährig, oder sind sie schon volljährig? „Relativ früh“ ist ein dehnbarer Begriff und interkulturell unterschiedlich verwertbar. Für mich ist es wichtig, klarzustellen: Ich bin gegen das Brautgeld. Es gibt ganz viele Frauenorganisationen, die intern dagegen arbeiten. Haben Sie mit solchen Frauenorganisationen, die ganz gezielt gegen die überhöhten archaischen Vorstellungen vorgehen, Kontakt gehabt?

Frau **Krämer**: Nein, habe ich nicht. Mir selbst ist das zweimal oder dreimal passiert, und ich war dabei sehr hilflos. Es ging um vier- und fünfjährige Mädchen. So sah die Planung des Vaters aus. Was erzähle ich da? Das wird aus voller Überzeugung gemacht. Deshalb geht das Kind z. B. schon in die Schule. Dann ist es ganz früh mit der Grundbildung fertig und kann verheiratet werden.

Gearbeitet habe ich zum überwiegenden Teil mit Marokkanern und Türken. Es waren aber auch viele andere Länder vertreten: Afrikaner, Serbokroaten, Japaner, Chinesen usw.

Abg. **Barbara Cárdenas**: Ich komme aus Dietzenbach und möchte noch einmal erläutern, dass wir dort von ganz besonderen, speziellen Milieus sprechen, die sicherlich nicht mit Frankfurt, Berlin oder anderen Städten vergleichbar sind. Was Sie schildern, ist mir bekannt. Ich habe in den fünf Hochhäusern, in denen ein Zehntel der Bevölkerung Dietzenbachs lebt, gearbeitet. Es ist nicht einfach, an die Familien heranzukommen. Dass Sie einen Einblick bekommen haben, ist also gar nicht selbstverständlich.

Sie haben von der Überschuldungsproblematik gesprochen. Das haben wir vorher nicht in dem Maße gehört. Haben die Schuldnerberatungsstellen Zugang zu den Milieus? Bemühen sie sich, spezifische Bedingungen – z. B. über die Sprache – aufzugreifen? Ich weiß, dass die 5.000 Menschen in den fünf Hochhäusern die deutsche Sprache zum Teil sehr wenig beherrschen. Das ist immer noch so. Haben die Schuldnerberatungsstellen hier einen Zugang? Inwieweit ist es der Stadt Dietzenbach gelungen – Herr Kolmer aus Dietzenbach ist auch hier –, diesen Teufelskreis, der zu den fatalen Entwicklungen führt, die Sie schon zutreffend beschrieben haben, die man aber sicherlich nicht verallgemeinern darf, aufzubrechen?

Frau **Krämer**: Wenn ich in der Familienberatung von solchen Problemen höre, kläre ich erst einmal das Aktuelle ab. Es geht meistens um pragmatische Dinge. Beispiel: Dürfen Inkassomitarbeiter zu mir ins Haus, in die Wohnung? – Das beantworte ich und stärke den Frauen den Rücken. Anschließend schicke ich sie in die Schuldnerberatung. Soweit ich weiß, werden sie dort gut weiterbetreut. Es ist aber ein Problem des Mannes. Der Mann muss mit den Schulden umgehen. Die Frauen fangen erst einmal alles auf, aktiv werden muss aber eigentlich der Mann, also derjenige, der das Geschäft hat.

Frau **Dr. Schouler-Ocak**: Was heißt „gelungene Integration“, woran mache ich eine „gelungene Integration“ fest? Liegt es an der Sprachfähigkeit, der Sprachkompetenz? Liegt es an der Partizipationskompetenz, oder woran liegt es? Weil Sie auf muslimische kulturelle Kontexte angespielt haben, möchte ich Ihnen von dem koreanischen kulturellen Kontext berichten. In bestimmten Regionen gibt es gar nicht so wenige Koreaner, die perfekt deutsch sprechen, eine hohe Bildung und viele gute Eigenschaften haben. Sie haben auch ihre Community und wenig Kontakt zu Deutschen. Den Begriff Getto mag ich nicht so gerne, aber auch sie haben ihre „Gettos“. Nach außen hin sind sie sehr integriert, es scheint alles gelungen zu sein, aber die Teilhabe fehlt. Sie haben ihre eigenen Kontexte und verharren dort. Ist das eine gelungene Integration? Das war mir etwas zu ungenau.

In meiner nächsten Frage geht es um die Ratschläge. Sie wissen, dass Ratschläge auch Schläge sind. Sie haben von den Männern gesprochen, die ihre Frauen nicht in die Sprachschulen schicken oder die Kinder nirgendwo hinlassen, weil sie dann eventuell aufgeklärt werden. Aufklärung und Information könnte zugleich die Entmachtung des Mannes bedeuten. Haben Sie mit den Betroffenen Kontakt aufgenommen? Sie haben vielleicht Ängste und verstehen die Systeme gar nicht, haben aufenthaltsrechtliche Befürchtungen oder bringen andere Sanktionen damit in Verbindung. Wenn Familien mit Migrationshintergrund Befragungsunterlagen nach Hause bekommen oder Informationen geben sollen, dann haben sie erst einmal Angst: Was wollen die überhaupt? – Gerade bei Kitas und was das Jugendamt angeht, herrschen massive Ängste: Die wollen mir meine Kinder wegnehmen. – Der Hintergrund dieser Menschen ist doch sehr vielfältig. Eine Pauschalisierung finde ich hier äußerst schwierig. Man muss immer differenziert schauen und viele Strukturen erst einmal bekannt geben, bevor man sagen kann: Die muslimischen Männer – oder wer auch immer – wollen ihre Frauen nicht zum Erwerb von Sprachkompetenz in die Schulen schicken.

Frau **Krämer**: Es geht nicht um die religiöse Zuordnung, sondern um die patriarchalen Strukturen. Das gibt es auch in unserem Kulturkreis. Da, wo die Tradition weiterhin so ist, dass der Mann bestimmt, was gemacht wird, kommt das vor. In meinem ersten Punkt sagte ich, dass die Informationsmöglichkeiten für Pädagogen usw. größer werden sollten, um genau das zu verhindern. Wenn das ein bisschen pauschal geklungen hat, dann deshalb, weil es eine grobe Zusammenfassung war. Ich wollte mich sehr kurz fassen.

(Frau Dr. Schouler-Ocak: Aber was ist eine „gelungene Integration“? Woran mache ich das fest?)

– In der Familienberatung habe ich die gelungene Integration so erfahren, dass die Frauen arbeiten gehen, ihr Leben ganz aktiv mitgestalten, mit deutschen und anderen Familien Kontakt haben, zum Teil auch in Vereinen sind, also eine ganz aktive Auseinandersetzung mit dem sozialen Umfeld stattfindet. Koreaner oder auch Italiener ha-

ben immer wieder ihre eigenen Communitys. Jüdische Familien haben z. B. eine enge Bindung an die jüdische Gemeinde in Frankfurt. Das ist etwas Zusätzliches. Das ist das, was sie selber in ihrer Identität stützt, ihre Heimat. Trotzdem sind sie gut integriert.

Abg. **Ismail Tipi**: Frau Krämer, Sie haben viele Problemfelder, Brennpunkte in Dietzenbach angesprochen. Was hat die Stadt Dietzenbach bis jetzt konkret in Bezug auf solche Problemfelder gemacht, oder was hat sie noch vor, zu tun? Wie sind Sie mit den Familien, mit den Eltern umgegangen, von denen Sie erfahren haben, dass sie irgendjemandem ihre drei- oder vierjährigen Kinder versprochen haben? Wurden mit ihnen intensive Gespräche geführt, wurde ihnen das elterliche Sorgerecht entzogen? Wie sind Sie mit den Familien umgegangen, oder haben Sie das nur zur Kenntnis genommen?

Frau **Krämer**: Sie meinen das Verkaufen, von dem ich vorhin gesprochen habe? – Da haben wir nichts weiter gemacht. Bei den Mädchen haben wir erst einmal keine Möglichkeit, zu sprechen.

(Abg. Ismail Tipi: Und Jungen?)

Ich habe schon mit dem Vater gesprochen, aber es war ganz klar: Ich mache das, wie ich es will. – Da haben wir erst einmal keine Eingriffsmöglichkeiten; denn der Vater ist der Vormund. Natürlich bleiben wir immer mit den Eltern im Gespräch und am Ball. In diesem Fall ist es leider dabei geblieben. Wir haben keine rechtlichen Möglichkeiten.

Die Stadt Dietzenbach macht sehr viel. Sie hat 15 Kitas und leistet eine sehr intensive Integrationsarbeit. Es werden Integrationshelfer ausgebildet. Die Stadt Dietzenbach hat Vereine, die Integrationsarbeit leisten. Wir haben einen speziellen Kulturverein, der versucht, das Zusammenleben der Kulturen zu organisieren. Die Stadt unterstützt das alles sehr. Wir haben auch einen aktiven Ausländerbeirat und beteiligen uns an der Aktion „Soziale Stadt“.

Abg. **Mürvet Öztürk**: Sie haben darauf hingewiesen, dass beispielsweise muslimische Familien in den Kitas ihr Essen haben wollen. Als dann konkreter nachgefragt wurde, haben Sie das Beispiel mit dem Schweinefleisch und dem geschächteten Fleisch angeführt. Eben haben Sie dann noch von jüdischen Familien gesprochen. Haben Sie Erfahrungswerte mit streng religiösen jüdischen Familien im Vergleich zu religiösen muslimischen Familien, was die Ansprüche an das Essen und die Essensvorschriften angeht?

Frau **Krämer**: Nein, da habe ich gar keine Erfahrungen.

Vorsitzender: Dann bedanke ich mich auch bei Ihnen sehr herzlich. – Damit sind wir beim Kreis der ständigen Teilnehmer. Zunächst darf ich für die Arbeitsgemeinschaft der Ausländerbeiräte in Hessen Frau Bargon das Wort geben.

Frau **Bargon**: Wir haben heute verschiedene Bereiche umfangreich beleuchtet. Die Vorträge waren sehr intensiv und lehrreich. Ich möchte aus Sicht der agah noch einige Punkte unterstreichen, die uns besonders wichtig sind.

Es beginnt mit der Professionalisierung im Bereich der Imamtätigkeit und -ausbildung, die uns sehr wichtig ist, und geht über die Einführung kommunalen Wahlrechts bis hin zur Fragwürdigkeit des Sprachtests, der für den nachziehenden Ehegatten, bevor er nach Deutschland kommen kann, eingeführt worden ist.

Noch nicht thematisiert wurde die Möglichkeit eines Nachzugs von noch im Ausland lebenden Familienmitgliedern, insbesondere Großeltern; der Fragenkatalog bezog sich ja auch auf die Senioren. Aus unserer Mitwirkung in der Härtefallkommission ist uns schon einige Male bekannt geworden, dass es häufig die Konstellation gibt: Man möchte die Großeltern oder Großelternanteile unbedingt in Deutschland haben, auch um die Pflege gewährleisten zu können, was im Heimatland nicht geht, weil es dort keine Familienangehörigen mehr gibt, die das machen könnten. Aufgrund der rechtlichen Bestimmungen ist es sehr schwierig bis fast unmöglich, dies durchzuführen.

In dem Zusammenhang von Seniorinnen und Senioren möchte ich auf die demografische Entwicklung hinweisen, die dazu führen wird, dass wir in den zukünftigen Jahren vermehrt Menschen mit Migrationshintergrund im Rentenalter haben werden. Insbesondere interkulturelle und interreligiöse, also bedarfsgerechte und passgenaue Angebote für Senioren gibt es aber noch nicht. Hier besteht ein Nachhol- und Handlungsbedarf. Auch Sie sind darauf eingegangen, dass die Anbieter noch nicht auf diese Gruppe eingestellt sind.

Herausstreichen möchte ich auch – das ist relativ neu –, dass man über den Tellerrand hinausschauen muss, z. B. in Bezug auf die Reform des Unterhaltsrechts. Einhergehend mit der Reform des Unterhaltsrechts in Deutschland ist nun die Eigenverantwortung im Gesetz verankert und sehr gestärkt worden. Damit ist die Pflicht des getrennt lebenden bzw. geschiedenen Ehegatten gemeint, wieder selbst erwerbstätig zu werden, auch wenn Kinder – die älter als drei Jahre sind – betreut werden müssen. Die Pflicht, wieder in die Erwerbstätigkeit zurückzukehren und sich nicht darauf zu verlassen, dass Unterhalt gezahlt wird, ist jetzt viel stärker geworden. Das bedeutet, dass manche Lebensplanung vielleicht ganz anders gesehen werden muss. Gerade in Familienverhältnissen, in denen noch sehr traditionelle oder patriarchalische Vorstellungen herrschen, ist dies ein gewisser Widerspruch bzw. ein Aufeinanderprallen. Migrantinnen sind noch in anderer Form als Deutsche betroffen, weil wegbrechende Unterhaltsansprüche Auswirkungen auf ihren Aufenthaltstitel haben können. Zusammengefasst kann man sagen: Der Druck, der auf den Migrantinnen lastet, wird noch einmal erhöht.

Erschwerend kommt hinzu, dass die Reform des Unterhaltsrechts sowie die Auswirkungen und Verknüpfungen gerade im Bereich der betroffenen Migrantinnen noch nicht hinreichend bekannt sind. Schon die Deutschen haben es nur am Rande wahrgenommen. Den Migrantinnen ist oftmals gar nicht klar: Wann kann ich arbeiten? Ist eine Arbeitserlaubnis vielleicht schon in meiner Aufenthaltserlaubnis inkludiert? Kann ich berufstätig werden? All die weiteren Auswirkungen, die es noch wichtiger machen, der eigenen Erwerbstätigkeit nachzukommen, sind noch weniger bekannt.

Sie hatten vorgestellt, dass Frauen mit Migrationshintergrund sehr stark in geringfügiger Beschäftigung konzentriert sind und sich Heiratsmigrantinnen schwertun, einen Job zu finden, der ihrer Qualifikation entspricht. Das sind Faktoren, die vom Arbeitsmarkt her wirken, die aber auch mit der betroffenen Frau und ihrer familiären Konstellation zusammenhängen. Zum einen ist es vielleicht familiär gar nicht gewollt, dass Frauen berufstätig werden oder gleich wieder in den Beruf zurückkehren, weil die Lebensplanung vorsieht, dass die Kinder länger betreut werden sollen. Zum anderen sollen vielleicht Familienmitglieder gepflegt werden usw. Aber es ist sehr wichtig, zu wissen: Was hängt

damit für den Fall, dass die Ehe scheitert, zusammen? Abgesehen davon betrifft es auch die eigenen Rentenansprüche der Frauen. Es ist sehr wichtig, hier entsprechende Aufklärungsarbeit zu leisten.

Momentan wird bereits über eine Reform der Reform des Unterhaltsrechts nachgedacht, weil es gerade bei „Altfällen“, also Menschen, die schon vor längerer Zeit geheiratet haben, zu gewissen Ungerechtigkeiten kommt, da sie noch eine andere Lebensplanung hatten. Das ist ein Punkt, der noch nicht zur Sprache kam und in dem Paket der Arbeit mit Migrantinnen und Migranten auch gesehen werden sollte. Eine Möglichkeit, das Thema zu platzieren, wäre, dass in Sprach- und Integrationskursen nicht nur der Spracherwerb im Vordergrund steht, sondern auch die Vermittlung von Wissen für das praktische Leben, mit dem die betroffenen Frauen etwas anfangen können.

Zu den Themen, die schon sehr intensiv und lehrreich behandelt wurden, möchte ich keine Ausführungen machen. Dazu verweise ich auf unsere schriftliche Stellungnahme.

Herr Dr. Hilligardt: Herr Vorsitzender! Meine Damen und Herren! Als Hessischer Landkreistag versuchen wir regelmäßig, Ihnen zu den bzw. im Vorfeld der Sitzungen eine Stellungnahme zukommen zu lassen, und treten mit den jeweiligen Themenblöcken und den in Rede stehenden Hauptthemen an ausgewählte Landkreise heran. In meinem kurzen Beitrag möchte ich gar nicht so sehr auf das Thema „Familie und Gleichberechtigung“ eingehen, sondern auf eine Erkenntnis, die sich bei mir immer mehr verfestigt, die mit Sicherheit überhaupt nicht überraschend, aber dennoch erwähnenswert ist.

Infolge der vergangenen Sitzungen haben wir die Sozial- und Jugendämter angeschrieben, sind an die Optionskommunen bzw. die zuständigen Abteilungen und Einrichtungen für die Betreuung von Langzeitarbeitslosen herangetreten, haben mit den Integrationsbüros und insbesondere mit den Abteilungen, die für Asylbewerber bzw. im Flüchtlingswesen zuständig sind, gesprochen und jeweils um kurze schriftliche Stellungnahmen zu den Handlungsmöglichkeiten aus der Sicht der Landkreise gebeten. Wir haben immer gesagt: Lasst alles, was allgemeine Diskussion ist, weg, fokussiert euch darauf, wie das Thema Integration in euren Abteilungen ankommt und was die Institution Landkreis tun kann.

Am Ende haben uns immer wieder zwei Befunde erreicht. Erstens. Die Bereitschaft, beim Thema Integration stark aktiv zu werden, ist überall vorhanden – bisweilen sind auch die Gelder und die Instrumente vorhanden. Auffällig ist – wie gesagt, das ist keine neue Erkenntnis –, dass aus allen Verwaltungen heraus das Signal kommt: Wenn es mit der Sprache nicht stimmt, werden alle Instrumente und Ideen, die wir haben, nicht greifen können. Die Politik muss versuchen, über Anreize, Angebote und gegebenenfalls auch Druck in ein System zu kommen – das es teilweise schon gibt –, das die Menschen an die deutsche Sprache heranführt. – Ich weiß, diese Erkenntnis ist Allgemeingut, aber wenn sie schriftlich vorliegt, ist es noch einmal ganz besonders augenfällig.

Der zweite Befund ist, dass der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund im Bereich der Jugendhilfe, der Leistungsgewährung, der Sozialhilfe, der Langzeitarbeitslosen überproportional hoch ist. Es gibt eine Vielzahl von Ideen, Programmen und Aktionen, sich genau dieser Zielgruppe zu öffnen. Man kommt in allen Bereichen, egal aus welcher Richtung man kommt, regelmäßig an dem Thema Sprache nicht vorbei, wenn man einen deutlichen Schritt nach vorne gehen möchte.

Ich möchte meinen Beitrag zunächst so stehen lassen. Damit verbinde ich den Wunsch, dass man, wenn die Enquetekommission am Ende zu einem Abschlussbericht kommt, in dem auch Handlungsempfehlungen stehen sollen, tatsächlich in den Blick nimmt: Was können – ich rede jetzt für die Landkreise – die Institutionen vor Ort tun? Es geht um den Hinweis: Schaut euch im Besonderen das Thema Sprache an und wie man dort weiterkommen kann.

Sachv. Prof. **Dr. Frank-Olaf Radtke**: Es ist unstrittig – das haben wir oft genug erörtert –, dass die Erwartung sein muss, dass die Zuwanderer die Sprache lernen, um sich mit den Einrichtungen der aufnehmenden Gesellschaft verständigen zu können. Nun hat uns Frau Schouler-Ocak gerade vorgestellt, was an einer Schnittstelle – in dem Fall des Gesundheitssystems – mit Zuwanderern passiert, die die Sprache nicht beherrschen. Wir können hier zwar Wunschkommunikation betreiben und fordern, dass alle die Sprache lernen – dafür müssen wir selbstverständlich etwas tun, sie müssen eventuell auch gezwungen werden, wie eben gesagt worden ist; lassen wir dahingestellt, ob das pädagogisch wirksam werden kann –, aber eines steht auch fest: Es gibt Leute, die die Sprache nicht können, und es gibt die Folgen von Missverständnissen, von Nichtkommunikation. Frau Schouler-Ocak hat von Fehlmedikation, falscher Behandlung usw. gesprochen. Das Gleiche kann man sich auch an allen anderen Schnittstellen zwischen Verwaltung und Migranten vorstellen. Dies führt zu erheblichen Folgekosten – man muss heute immer alle Betroffenen mit den Folgekosten motivieren, damit überhaupt noch jemand zuhört und irgendetwas tut – und Nebeneffekten, die man vermeiden könnte.

Was macht der Landkreistag, was machen die Landkreise, um auf dieses Phänomen zu reagieren? Gibt es Kostenstellen in der Verwaltung – Frau Schouler-Ocak hat vorhin gesagt, in der Gebührenordnung sei nicht vorgesehen, dass man jemandem im ambulanten Bereich eine Sprachunterstützung angedeihen lässt –, die dafür eingesetzt werden können, damit in solchen Fällen, in denen die Sprache nicht beherrscht wird – das ist die Realität –, etwas getan werden kann?

Herr **Dr. Hilligardt**: Es gibt natürlich gute Beispiele. Ich wohne im Landkreis Darmstadt-Dieburg. Dort wird es so praktiziert, dass für Behördengänge zum Landkreis in ganz besonderen Fällen Dolmetscher zur Verfügung gestellt werden. Auch nach außen hin wird deutlich gemacht: Wenn Behördengänge erledigt werden müssen, stellen wir Dolmetscher zur Verfügung. Wir haben eine ganze Auflistung an Maßnahmen, die es hier geben kann.

Sie sprachen den Gesundheitsbereich an. Ich kenne Gesundheitswegweiser, in denen den Einheimischen und den hier lebenden Zugezogenen in verschiedenen Sprachen erklärt wird, welche Ärzte welche Sprachen sprechen. Dann kann man sich vor Ort den entsprechenden Arzt aussuchen, der auch die eigene Sprache beherrscht.

Man kann allerdings nicht in der Fläche und Breite sagen, dass wir eine Art Dolmetscherpool haben, aus dem man jemanden für alle möglichen Zugänge, die man braucht, abrufen und auf ihn zurückgreifen kann. Dafür gibt es keine Kostenstelle. Ich habe Ihnen eher Ausschnitte dargestellt, die im Rahmen der Selbstverwaltung und der Lösungen vor Ort liegen. Das ist aber keine flächendeckende hessenweite Vorgehensweise.

Sachv. Prof. **Dr. Frank-Olaf Radtke**: Ich möchte noch einmal auf die Folgen eingehen. Das, was Sie gesagt haben, kann ich nachvollziehen, aber wenn die Sprachvermittlung nicht gegeben ist – wir wissen z. B., dass derjenige, der mit der Justiz zu tun hat, einen Rechtsanspruch auf entsprechende Sprachhilfe hat –, kann es dann zu einer Anspruchsverweigerung bzw. Rechtsverweigerung kommen, wenn diese Struktur nicht gegeben ist?

Vorsitzender: Die Behördensprache ist Deutsch. Gesetzlich ist das geregelt.

(Herr Dr. Hilligardt: Dieser Antwort würde ich mich gerne anschließen!)

Die gesetzliche Lage ist so.

(Herr Dr. Hilligardt: Eine Anspruchsverweigerung ist es nicht!)

– Kann es deswegen gar nicht sein. – Frau Cardenas, bitte schön.

Abg. **Barbara Cardenas**: Gerade an dem Punkt fallen wir zum Teil hinter die europäischen Standards zurück. Dort haben wir noch viel Nachholbedarf, zumal wir die Fakten anerkennen müssen. Besonders im Bereich der „schwierigen“ Menschen mit Migrationshintergrund, die womöglich – wir haben es eben gehört – mit einer Sprache aufgewachsen sind, die gar keine Schriftsprache ist, müssen wir Lösungen finden. Da hilft es uns nicht weiter, zu sagen: Die Behördensprache ist Deutsch. Um das festzustellen, ist unsere Enquetekommission nicht da.

Frau Gogolin hat einmal gesagt: Wir haben in Deutschland einen monolingualen Habitus. – Sie haben immer von „der Sprache“ geredet und die deutsche Sprache gemeint. Der Europäische Referenzrahmen sagt: Neben der Muttersprache sollte jeder in Deutschland mindestens zwei Fremdsprachen sprechen. Das ist das angestrebte Ziel. Ich denke, wir müssen langsam über den deutschen Tellerrand hinausschauen.

Gibt es z. B. in der Verwaltung das Ziel, den Anteil der mehrsprachigen Beschäftigten zu erhöhen, vielleicht sogar zu einer Quotierung, passend zu dem jeweiligen Anteil der Bevölkerung, zu kommen, damit vernünftige Behördengänge möglich werden? Wir haben ganz viel davon gesprochen, dass Migranten nicht zu bestimmten Beratungsstellen gehen, dass sie im Bereich der Pflege nicht wissen, wie sie weiterkommen sollen. Daher brauchen wir doch Zugänge und müssen diese von unserer Seite herstellen. Das hat sich jetzt ein bisschen vorwurfsvoll angehört. Wenn das so ist, dann möchte ich das nicht so stehen lassen, aber ich ärgere mich immer, dass wir die Sprache als das Höchste darstellen und die Zugänge selbst nicht schaffen.

Herr **Dr. Hilligardt**: Ihnen war die Antwort, der ich mich angeschlossen habe – die Behördensprache ist Deutsch –, nicht ausreichend. Das war allerdings die Antwort auf die Frage, ob es sich hier um eine Anspruchsverweigerung handelt. Darauf ist es die richtige Antwort, die man so geben muss. Nein, es ist keine Anspruchsverweigerung, da die Behördensprache so festgelegt und derzeit – das ist vielleicht änderbar – Deutsch ist.

Zu der Frage: Was geschieht in den Verwaltungen? Ich konnte das schon vor einigen Monaten in der Sitzung, in der es um Verwaltung und Personal ging – es gab auch den Vorwurf an die öffentlichen Verwaltungen, sie würden zu wenig tun –, darlegen, indem

ich gesagt habe: Wir haben in den Verwaltungen in der Tat, auch durch die Zugänge über das Beamtenrecht oder die Ausbildungsformen, zum Teil einen relativ geringen Anteil an Mitarbeitern mit Migrationshintergrund. Auch hier haben wir ausführlich darüber diskutiert. Gerade in den Bereichen, das habe ich seinerzeit dargestellt, in denen die Kreise direkten Kontakt zu Menschen mit Migrationshintergrund haben – die Landkreise sind z. B. für die Betreuung von Langzeitarbeitslosen und die Jugendhilfe zuständig –, werden in zunehmendem Maße gezielt Menschen mit diesem Profil, mit diesem Hintergrund eingestellt, um den Betroffenen mehr Verständnis entgegenzubringen. Da hat mit Sicherheit eine Öffnung in der Verwaltung stattgefunden.

Ich konnte seinerzeit aber auch darstellen, dass wir beim Thema Quotierung zwei Probleme haben. Erstens wissen wir derzeit nicht und können dies auch nicht erfahren, ohne Datenschutzprobleme zu bekommen, wie hoch der Anteil der Beschäftigten mit Migrationshintergrund in den Verwaltungen überhaupt ist. Das gibt die Aktenlage nicht her. Wir könnten es nur durch eine Befragung – mit Zustimmung aller Beschäftigten – mit viel Aufwand erfassen. Ob das Ergebnis hilfreich wäre, ist eine andere Frage.

Viel schwieriger ist es zweitens, mit einer Quotierung umzugehen. Dem stünden die Gleichstellung und der Diskriminierungsschutz im Bewerberverfahren entgegen. Bei uns im Verband gab es die Diskussion, ob man nicht – die Zahl ist gegriffen – 25 % erreichen möchte. Diese Zahl kann man nicht bestimmen, weil man keine Basis hat. Man kann sie auch nicht aussprechen, weil damit jeglicher anderer Bewerber im Bewerbungsverfahren diskriminiert würde. Deshalb ist das Ziel, die interkulturelle Öffnung weiter voranzubringen, natürlich unter den Rahmenbedingungen, die der Gesetzgeber den Landkreisen dort lässt.

Sachv. **Marc Phillip Nogueira:** Ich möchte nur darauf hinweisen, dass eine Quotierung im Bewerbungsverfahren dem Diskriminierungsschutz grundsätzlich nicht entgegensteht, denn es gibt eine Quotierung für Behinderte und für Frauen. Im Grundsatz spricht nichts dagegen, dass es sie auch für Migranten geben kann. In der konkreten Umsetzung allerdings mögen Bedenken richtig sein.

Vorsitzender: Weitere Wortmeldungen? – Dann bedanke ich mich. Der Städtetag musste schon gehen. Der Städte- und Gemeindebund hält uns die Treue. Bitte schön.

Herr **Kolmer:** Herr Vorsitzender, meine Damen und Herren! Das, was unsere Kommunen uns mitgegeben haben, haben Sie heute fast alles schon gehört. Der Vortrag liegt Ihnen schriftlich vor. Ich werde nur einige wenige Punkte vortragen, die sehr wichtig sind und Beachtung erfahren sollten.

Zum einen ist die Elternbildung wichtig. Die Eltern sollten ihre Kinder zumindest bei den Begleitmaßnahmen unterstützen können. Es erfordert natürlich einen sehr hohen Personalaufwand, das durchzuführen, und es geht auch nur im Dialog. Eine einzelne Infoveranstaltung reicht dafür nicht aus.

Zum anderen ist ein wichtiger Aspekt die Einsetzung und Begleitung von Elternlotsen und Integrationslotsen. In Kindertagesstätten und Grundschulen wird das schon durch das Land Hessen durchgeführt. Diese Einrichtungen müssen aber, wenn es geht, zu Familienzentren weiterentwickelt werden. Wir haben das in unserer Stadt mit einem Zu-

schuss des Kreises schon probiert. Aber die Räumlichkeiten und die personellen Ressourcen reichen nicht aus. Daran muss gearbeitet werden.

Die älteren Menschen, die hierherkommen, wegziehen und dann wieder zurückkommen, hat man noch nicht so sehr in den Blick genommen. Wir haben noch nicht untersucht, was das für uns eigentlich bedeutet. Was Dietzenbach betrifft: Wir haben die Studie „Älter werden in Dietzenbach“ durchgeführt und genau das festgestellt, was hier vorgetragen worden ist, nämlich dass wesentlich mehr männliche Migranten krank oder nicht mehr arbeitsfähig sind als Deutschstämmige. Sie erkrankten auch in jüngeren Jahren. Das hängt einfach mit der Arbeit zusammen, die die Menschen früher verrichtet haben. Man hat das nicht so beachtet.

Ein Ergebnis dieser Untersuchung ist, dass in dem Seniorenzentrum mit Plätzen für die Pflegestufe IV, das wir gerade bauen, ein Flur für die kultursensible Pflege vorgesehen ist. Das ruft natürlich sofort die Frage hervor, woher wir das Personal bekommen. Auch da stellt sich die Frage nach der Sprache und der Religion. Wir haben ältere und jüngere Migranten befragt. Dabei hat sich herausgestellt, dass es nicht unbedingt wichtig ist, ob jemand z. B. ein Christ ist oder nicht. Es ist zwar wünschenswert, dass die Religion berücksichtigt wird, aber noch wichtiger ist die Sprache. Auch das ist ein wesentlicher Punkt in der Ausbildung. – Bitte?

(Abg. Mürvet Öztürk: Ich habe nicht verstanden, was Sie gerade gesagt haben!)

– Wenn sich z. B. türkische Frauen in Pflege befanden, hat sich oftmals das Problem ergeben, dass sie sich nicht von einem Christen behandeln lassen, sondern sich eher eine weibliche muslimische Betreuerin wünschen. Die Befragung hat aber ergeben, dass das nicht mehr zwingend notwendig ist. Mittlerweile ist man – die befragten über 50-Jährigen – schon so weit, zu sagen, dass die Sprache wichtiger ist als die Religionszugehörigkeit. Das war damit gemeint.

Die Fragen 1 und 2 zu dem Themenblock „Gleichberechtigungsaspekte von Integration/Migration“ wurden heute schon ausführlich erörtert. Im Zusammenhang mit Frage 3 – auch darüber haben wir schon gesprochen – möchte ich noch einmal hervorheben, dass es Probleme gibt, wenn Frauen keinen eigenen Aufenthaltstitel haben. Auch das wäre notwendig; denn so sind die Hürden zu hoch, und die Probleme erweisen sich hinterher als noch weitreichender.

Ansonsten stelle ich fest, es ist alles schon besprochen worden. Ich brauche Ihre Zeit nicht weiter zu beanspruchen; denn meine Ausführungen liegen auch in schriftlicher Form vor.

Vorsitzender: Gibt es Fragen an Herrn Kolmer? – Das ist nicht der Fall. Dann hat Herr Müller vom Hessischen Statistischen Landesamt jetzt das letzte Wort.

Herr **Müller:** Sehr geehrter Herr Vorsitzender, sehr geehrte Damen und Herren! Ich möchte zunächst versuchen, auf verschiedene kleine Fragen, die im Laufe des Tages aufgetaucht sind, eine Antwort zu geben. Herr Prof. Toprak hat von dem konservativ-autoritären Familientyp gesprochen, und Sie haben gefragt, wie hoch dessen Anteil ist. Ich glaube, dazu eine Aussage machen zu können. Man kann feststellen, dass 24 % der Migranten keinen Abschluss einer allgemeinbildenden Schule haben. 60 % haben kei-

nen beruflichen Abschluss; in der Gesamtbevölkerung sind es 37 %. Allerdings sind hier auch die Kinder dabei.

Sie haben gefragt, ob man beim Anteil der konservativ-autoritären Familien eine Veränderung feststellen kann, ob er z. B. abnimmt. Ich beziehe mich jetzt nur auf den beruflichen Abschluss. Von den über 65-Jährigen haben ungefähr 48 % keinen beruflichen Abschluss. Es wurde darauf hingewiesen, dass die fehlende Bildung ein entscheidendes Kriterium ist. Wenn man sich die Gruppe der 45- bis unter 65-Jährigen anschaut, stellt man fest, dass nur noch 37 % keinen beruflichen Abschluss haben. Bei den noch Jüngeren, den 25- bis unter 45-Jährigen, sinkt der Anteil auf 33 %. Also kann man davon ausgehen, dass der Anteil konservativ-autoritärer Familien zurückgeht.

Sie haben über die Krankheiten gesprochen. Dem Mikrozensus können wir entnehmen, dass sich Personen mit Migrationshintergrund weniger häufig krank fühlen als die einheimische Bevölkerung ohne Migrationshintergrund. Das passt vielleicht nicht zu Ihrem Bild. Aber man kann das noch einmal nach Altersgruppen unterscheiden, um zu schauen, worin der Grund dafür besteht. Dass die Einheimischen ohne Migrationshintergrund häufiger angegeben haben, sie fühlten sich krank, spricht dafür, dass bei ihnen der Anteil der über 65-Jährigen sehr viel höher ist als unter den Migranten. Es mag sein, dass sich die Aussage dadurch relativiert.

Vorsitzender: Haben Sie Zahlen zur Lebenserwartung? Da wird es signifikant.

Herr **Müller:** Der Begriff der Migration ist erst seit 2005 relevant. Um eine Aussage zur Lebenserwartung machen zu können, müsste er in der Bevölkerungsstatistik Anwendung finden. Dort ist er aber nicht vorhanden.

Ferner ging es um die Heiratsmigration. Herr Prof. Radtke, wir könnten aufgrund des Mikrozensus feststellen, ob es bezüglich der Aufenthaltsdauer gravierende Unterschiede zwischen den Ehepartnern gibt. Wenn ein signifikanter Unterschied dabei herauskäme, würde das sicherlich für das Vorhandensein von Heiratsmigration sprechen können.

Zu den binationalen Ehen gibt es umfangreiche Tabellen, die ich jetzt allerdings nicht dabei habe. Man könnte dort nachschauen, ob es hinsichtlich des Bildungsniveaus einen Unterschied zwischen den Ehepartnern gibt und, wenn ja, wie er sich verteilt.

Ich möchte noch zu einem Punkt, den Frau Krämer angesprochen hat, etwas anmerken. Sie hat gesagt, dass es unter den Migranten sehr viel mehr Selbstständige gebe als unter den Einheimischen. Ich glaube, das ist ein gut gehüteter Mythos. Von den Einheimischen ohne Zuwanderungshintergrund sind 6,1 % selbstständig, während es bei den Personen mit Migrationshintergrund nur 4,6 % sind. Das ist ein Unterschied von 1,5 Prozentpunkten. Es wirkt nicht so, als ob dieser Unterschied besonders groß wäre. Wenn man sich aber die relevanten Altersgruppen der 25- bis unter 45-Jährigen anschaut, stellt man fest, dass die Migranten aufgeholt haben. Der Anteil der Selbstständigen ist bei ihnen um einen halben Prozentpunkt höher als bei den Einheimischen. Einen viel größeren Unterschied haben wir bei den 45- bis unter 65-Jährigen. Was den Anteil der Selbstständigen betrifft, so steht ein Anteil von 11,4 % bei den Einheimischen einem Anteil von 7,7 % bei den Zugewanderten gegenüber. Das sage ich, um das ein bisschen zu relativieren.

(Frau Krämer: Der Anstieg ist bei den ausländischen Selbstständigen höher!)

– Ich kann nur auf das hinweisen, was ich der Statistik über die Strukturen entnehmen kann. Es mag sein, dass bei Jüngeren vorübergehend eine größere Dynamik vorhanden ist. Aber wenn ich die Zahlen aus zwei Jahren miteinander vergleiche, sehe ich keine signifikanten Veränderungen.

Ich habe Ihnen eine schriftliche Unterlage und auch ein Tabellenwerk übermittelt, das Sie vielleicht eher für einen Zahlenfriedhof halten. Was die Bevölkerungszahlen betrifft, biete ich an, die relevanten Zahlen, die in meinen schriftlichen Ausführungen enthalten sind, auf zwei Seiten zusammenzufassen. Dann kann man die Eckzahlen vielleicht ein bisschen deutlicher erkennen. Das übermittle ich Ihnen gern.

Aber eine tiefere Gliederung ist notwendig, um sich über bestimmte Detailstrukturen klar zu werden. Schauen wir uns einmal den Anteil der nicht Volljährigen und die Angaben zum Migrationshintergrund an. Bei den unter 18-Jährigen liegt der Anteil derjenigen, die einen Migrationshintergrund haben, bei fast 39 %. Bei den Drei- bis unter Sechsjährigen sind es 45 %. Das sind Aussagen, die man eigentlich nicht überprüfen kann, wenn einem die Zahlen nicht stärker differenziert vorliegen.

Für weitere Nachfragen zu meinen schriftlichen Ausführungen stehe ich gern zur Verfügung. Mehr wollte ich jetzt nicht sagen.

Vorsitzender: Wir verlangen von Ihnen als Statistiker immer ein gewissen Prophetentum; dass Sie erahnen, was vielleicht interessant sein könnte. Wir haben viel Verständnis für Ihre Mühen und bedanken uns sehr, dass Sie so engagiert mitmachen.

Gibt es Fragen? – Das ist nicht der Fall. Damit haben wir diesen Tagesordnungspunkt abgeschlossen. Ich bedanke mich bei allen, die an dieser Anhörung teilgenommen haben.

(Schluss: 14:40 Uhr)

Wiesbaden, 23. Februar 2011

Für die Protokollierung:

Der Vorsitzende:

Karl-Heinz Thaumüller

Jürgen Banzer

Allgemeine Vorbemerkungen

- Die meisten Migranten „muslimischer“ Herkunft stammen ursprünglich aus den ländlichen oder wirtschaftlich unterentwickelten Gebieten der Herkunftsländer (Türkei, Syrien, Libanon, Irak)
- Der Großteil der „muslimischen“ Migranten ist in den 1960er und 1970er-Jahre nach Deutschland gekommen; in diesen Jahren sind in der Regel Bildungsbenachteiligte nach Deutschland eingewandert
- Durch den Anwerbestopp von 1973 ist der Zuzug nach Deutschland nur über Familienzusammenführung möglich
- Die Zahl der Menschen mit „muslimischer“ Abstammung wird auf ca. vier Mil. geschätzt
- In Deutschland leben 15.6 Mil. Menschen mit Migrationshintergrund, 1,7 Mil. aus der der Türkei
- Die „muslimische“ Bevölkerung im Allgemeinen und die Familien im Besonderen ist heterogen

Unterschiedliche Familientypen

- Konservativ-autoritäre Familien
- Religiöse Familien
- Leistungsorientierte Familien
- Moderne Familien

Konservativ-autoritäre Familien

- Struktur:
 - Die formalen Bildungsabschlüsse sind sehr niedrig
 - Erziehungsstil innerhalb der Familie ist autoritär
 - Traditionelle Werte und Normen sind entscheidend, die Familien sind Kinderreich
 - Die Mitglieder sind selten eingebürgert, die Deutschkenntnisse sind sehr gering
- Geschlechterrollen:
 - Patriarchalische Geschlechterrollen, geschlechtsspezifische Erziehungsvorstellung
 - EhepartnerInnen aus der eigenen Ethnie werden bevorzugt, auch aus den Herkunftsländern, um die Tradition zu bewahren
 - Auf die formale Bildung der Mädchen wird kein großer Wert gelegt

Religiöse Familien

- Struktur:
 - Die formalen Bildungsabschlüsse sind sehr heterogen
 - Erziehungsstil innerhalb der Familie ist autoritär
 - Religiöse Werte und Normen sind entscheidend, die Familien sind Kinderreich
 - Die Mitglieder sind öfter eingebürgert, die Deutschkenntnisse sind heterogen
- Geschlechterrollen:
 - Geschlechtsspezifische und religiöse Erziehungsvorstellung
 - EhepartnerInnen aus der eigenen Religion werden bevorzugt, auch aus den Herkunftsländern
 - Die formalen Schulabschlüsse bei den Mädchen sind hoch, aber oft wird auf Berufsausbildung verzichtet

Leistungsorientierte Familien

- Struktur:
 - Die formale Bildungsabschlüsse der Eltern sind heterogen, die der Kinder sehr hoch
 - Erziehungsstil innerhalb der Familie ist anti-autoritär
 - Traditionelle Werte und Normen sind weitgehend aufgeweicht, die Familien haben weniger Kinder
 - Die Mitglieder sind überwiegend eingebürgert, die Deutschkenntnisse sind gut
- Geschlechterrollen:
 - Patriarchalische Geschlechterrollen sind sehr aufgeweicht, geschlechtsspezifische Erziehung ist kaum vorhanden
 - EhepartnerInnen werden nicht nach traditionellen Werten ausgewählt, PartnerInnen aus Deutschland werden bevorzugt
 - Auf die formale Bildung der Mädchen und Jungen wird gleichermaßen großer Wert gelegt.

Moderne Familien

- **Struktur:**
 - Die formale Bildungsabschlüsse der Eltern und Kinder sind sehr hoch
 - Erziehungsstil innerhalb der Familie ist offen bzw. „demokratisch“
 - Traditionelle Werte und Normen sind verschwunden, die Familien haben ein bis zwei Kinder
 - Die Familienmitglieder sind in der Regel eingebürgert, die Deutschkenntnisse sind gut bis sehr gut
- **Geschlechterrollen:**
 - Patriarchalische Geschlechterrollen sind komplett verschwunden, auf geschlechtsspezifische Erziehung wird kein Wert gelegt
 - Außereheliche Partnerschaften kommen oft vor, EhepartnerInnen aus Deutschland werden bevorzugt und binationale Ehen sind gängige Praxis
 - Auf die formale und informelle Bildung der Mädchen und Jungen wird gleichermaßen großer Wert gelegt.

Politische und pädagogische Konsequenzen

- Kommunales Wahlrecht für Migrantinnen und Migranten
- Professionelle Hilfen von außen – Jugendhilfe und Schule
- Interkulturelle Kompetenz als Qualitätsstandard
- Ressourcenorientiertes Arbeiten
- Politische Bildung bei Einwanderern und Einheimischen
- Offene Debatte über Werte und Normen
- Niederschwellige Angebote – vorhandene gute Projekte ausbauen
- Aktive Kooperation mit den Eltern in Erziehungsfragen – vor allem in der vorschulischen Erziehung
- Die Ausbildung der Kinder im dualen System forcieren: Ausbau der Ganztagschulen und Unterbindung der Frühselektion
- Die Ausbildung der religiösen Geistlichen müsste an deutschen Hochschulen ausgebaut werden
- Mehr Personal mit Migrationshintergrund

Literatur

- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Hrsg.): Muslimisches Leben in Deutschland. Forschungsbereich Nr. 6. Nürnberg 2009.
- Toprak, Ahmet: Integrationsunwillige Muslime? Ein Milieubericht. Lambertus-Verlag: Freiburg 2010
- Toprak, Ahmet: „Meine Tochter muss Kopftuch tragen“ Muslimische Familien in Deutschland. Herder-Verlag: Freiburg 2011 (im Druck)

„Familie und Gleichberechtigungsaspekte von Integration/Migration“

Vortrag Anhörung
Enquetekommission des Hessischen Landtags
Wiesbaden, 26.01.2011



ANLAGE 2

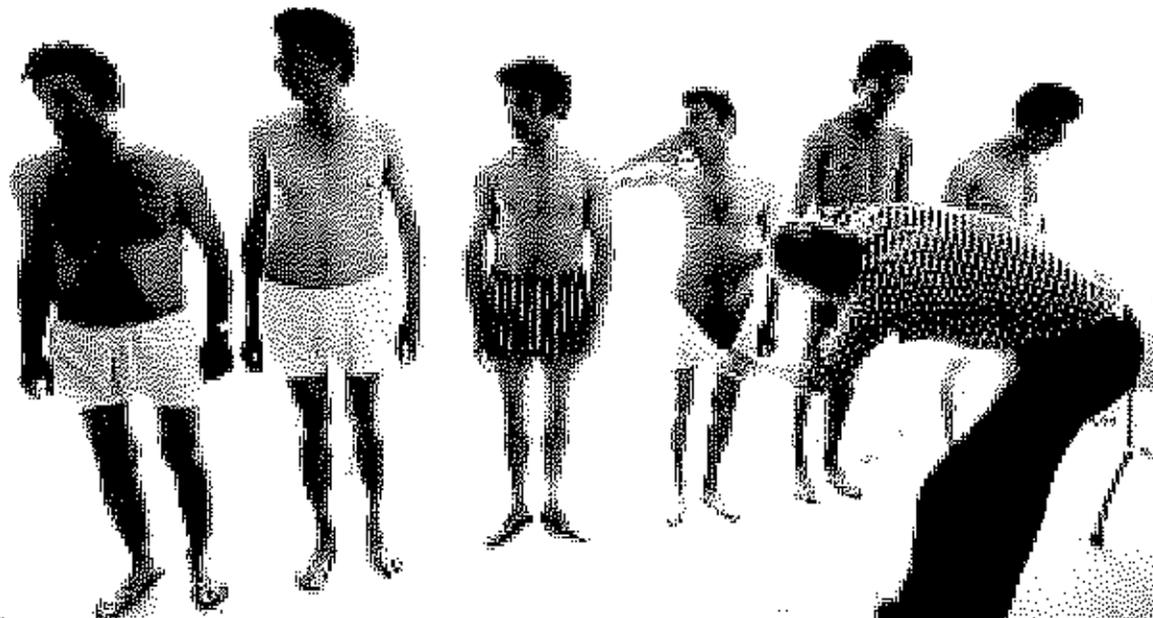


Arbeitsmigration in den 60ern

1961 bis 1976:

z. B. Anwerbeabkommen zwischen der BRD und der Türkei

678 702 Männer und 146 681 Frauen,
insgesamt 825 383 Menschen

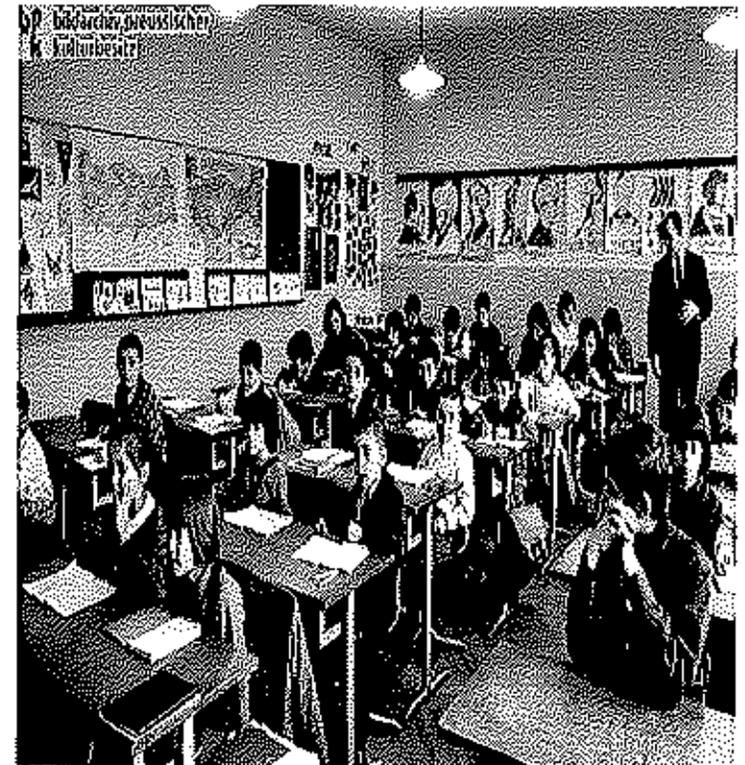
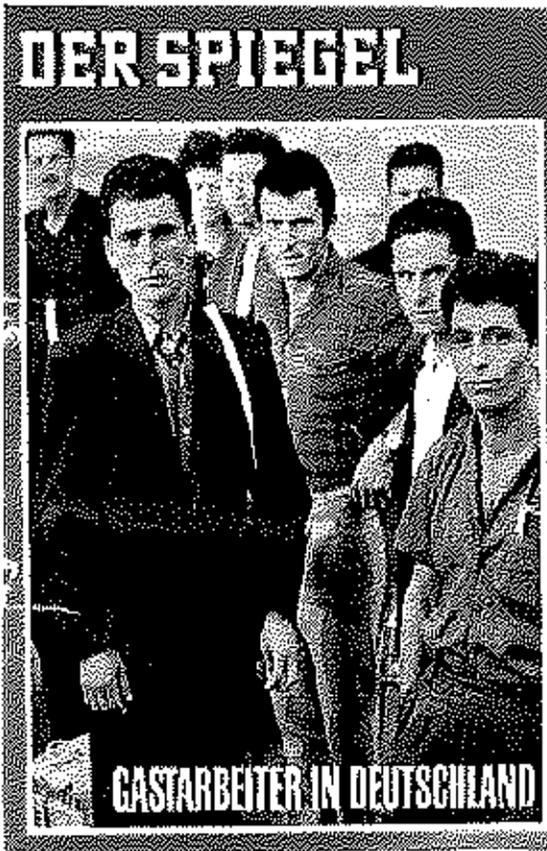




CHARITÉ CAMPUS MITTE
Charité – Universitätsmedizin Berlin
Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie

ST. HEDWIG KLINIKEN
BERLIN
Psychiatrische Universitätsklinik der Charité
im St. Hedwig-Krankenhaus

Verstärkter Familiennachzug in den 70ern



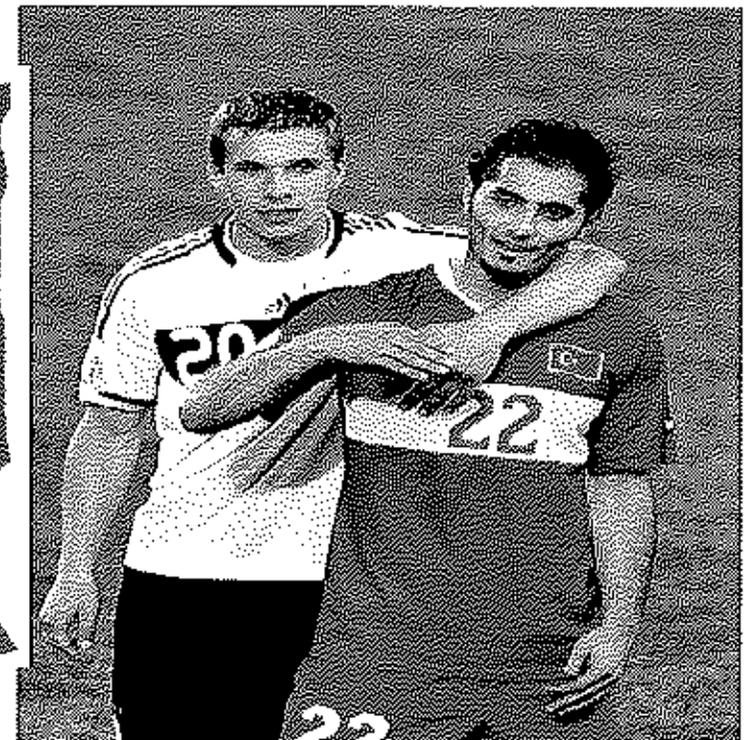


CHARITÉ  CAMPUS MITTE
Charité – Universitätsmedizin Berlin
Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie



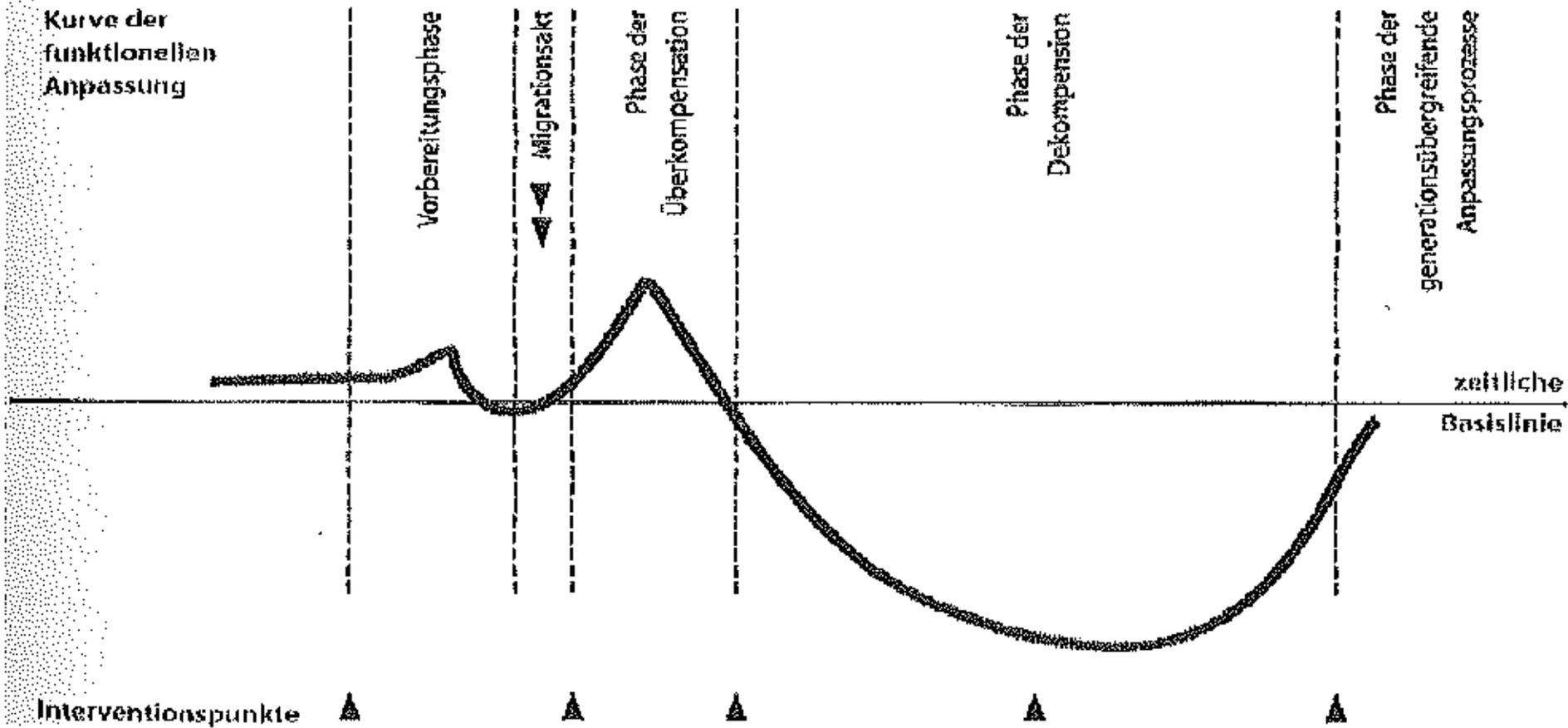
Von den 80er bis heute

- Anfang der 80er: Asylbewerber, politische Flüchtlinge
- Heiratsmigration





Migrationsprozess





Belastende Faktoren

Einsamkeit

Heimweh

Statusverlust

Sprachliche Probleme

Aufenthaltsstatus

Arbeitslosigkeit

Ökonomische Unsicherheit, Armut

Schlechte Wohnverhältnisse

Schlechte Bildung

Offener und latenter Rassismus

Diskriminierungserfahrungen

Dissonanzen zwischen Normen und Werten

**der Herkunftsgesellschaft
der Aufnahmegesellschaft**



Protective Faktoren

Starker Glaube (Religion, aber auch andere Ideologien) schützt vor psychischer Störung

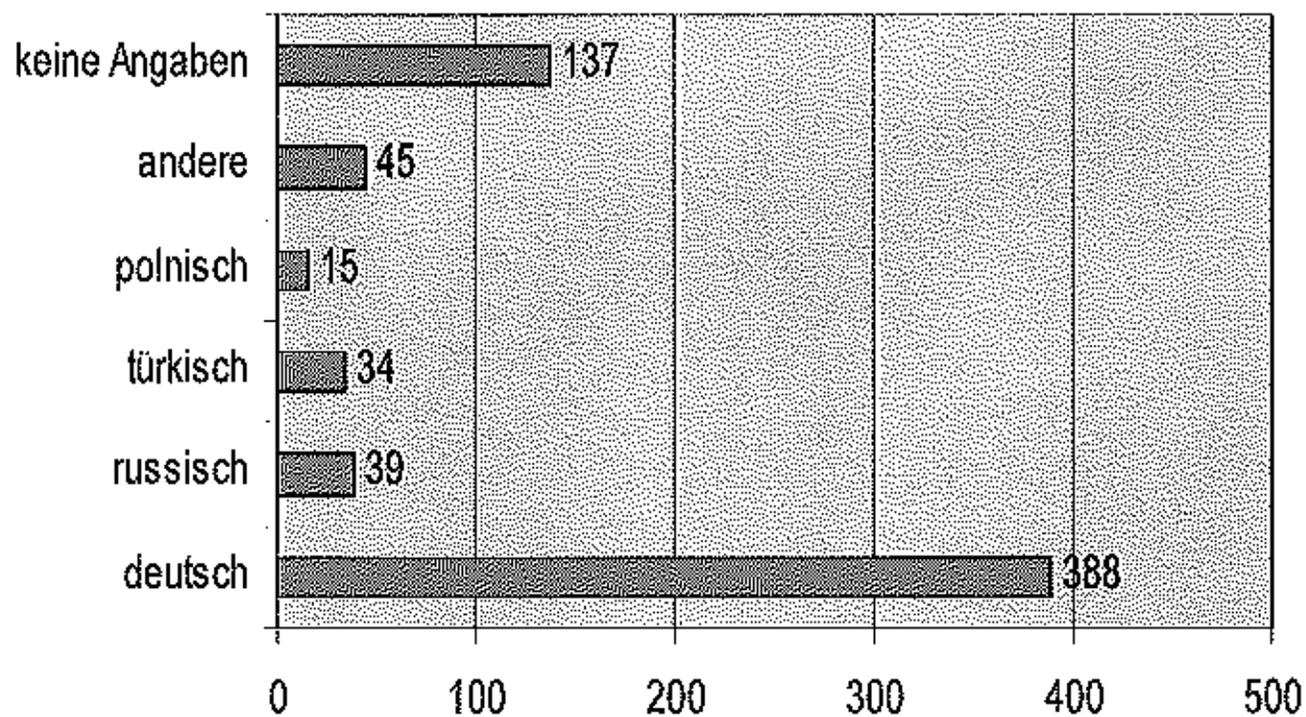
Tradition: sowohl protektiver (Identitätsstiftung) als auch Risikofaktor (mangelnde Integration: Segregation)

Einfluss der Familien: stärkster protektiver Faktor, aber hohe emotionale Belastung und mangelnde Integration

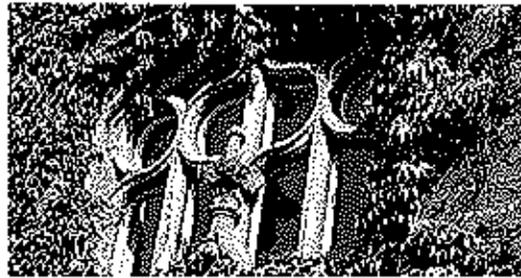
Sprache: Reden können



In der Familie gesprochene Sprache



(Schouler-Ocak et al., 2008)



Bettenzahl und Migrantenanteil nach Art der Einrichtung aufgeschlüsselt

(Pilotstudie der AG Psychiatrie und Migration der BDK)

KPP, Abt. Allg. Psychiatrie	656	121	18,4 %
KPP, Abt. f. Abh.	284	62	21,8 %
KPP, Gerontopsychiatrie	238	22	9,2 %
KPP, Gesamt	1178	205	17,4 %
KPP, Forensik	254	69	27,2 %
Abteilungspsychiatrie an Allg.krh.	123	21	17,1 %
Kinder-u. Jugend-Psychiatrie	341	39	11,4 %
Psychosomatik/Psychotherapie	44	2	4,5 %
Universitäts-Psychiatrie	148	26	17,6 %
Suchtreha	123	14	11,4 %



Frühe Alterungsprozesse der ersten Migrantengeneration



Gründe:

- **schlechte medizinische Versorgung im Herkunftsland**
- **Körperlich belastende Tätigkeiten nach Ankunft**
- **Hohes Risiko gesellschaftlicher Desintegration**
- **geringe / fehlende Nutzung medizinischer Dienste**



1.2 Millionen Demenzerkrankte in BRD

- Davon etwa 100.000 mit Migrationshintergrund (8%)
- ca. 27.000 EU - Europäer
- ca. 35.000 Spätaussiedler
 - GUS-, baltische Staaten und übrige Aussiedlungsgebieten (Polen, Tschechien, Slowakei, Ungarn und Rumänien)
- ca. 9000 mit türkischem Migrationshintergrund
- alle anderen Länder



Demenz und Migration: Ätiologie und Prävalenz

- Islington Study: Bei MigrantInnen Demenzprävalenz 17.3%
(relatives Risiko=1.72, CI=1.06-2.81)
- Erhöhte kardiovaskuläre Komorbidität erklärt erhöhte
Demenzraten und früheren Beginn bei MigrantInnen
(Livingston et al., 2001)



CHARITÉ CAMPUS MITTE

Charité – Universitätsmedizin Berlin
Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie



Wertewelt der Deutschen (DT), Deutsch-Türken (TiD) und Türken (Tü)

(INFO GmbH, Berlin, ILJEBERG International Research, Nov. 2009)



Kein Mitspracherecht bei der Wahl des Ehepartners

Zulassung gleichgeschlechtlicher Ehen

Geben an, an Gott zu glauben

Erziehung ist Frauensache

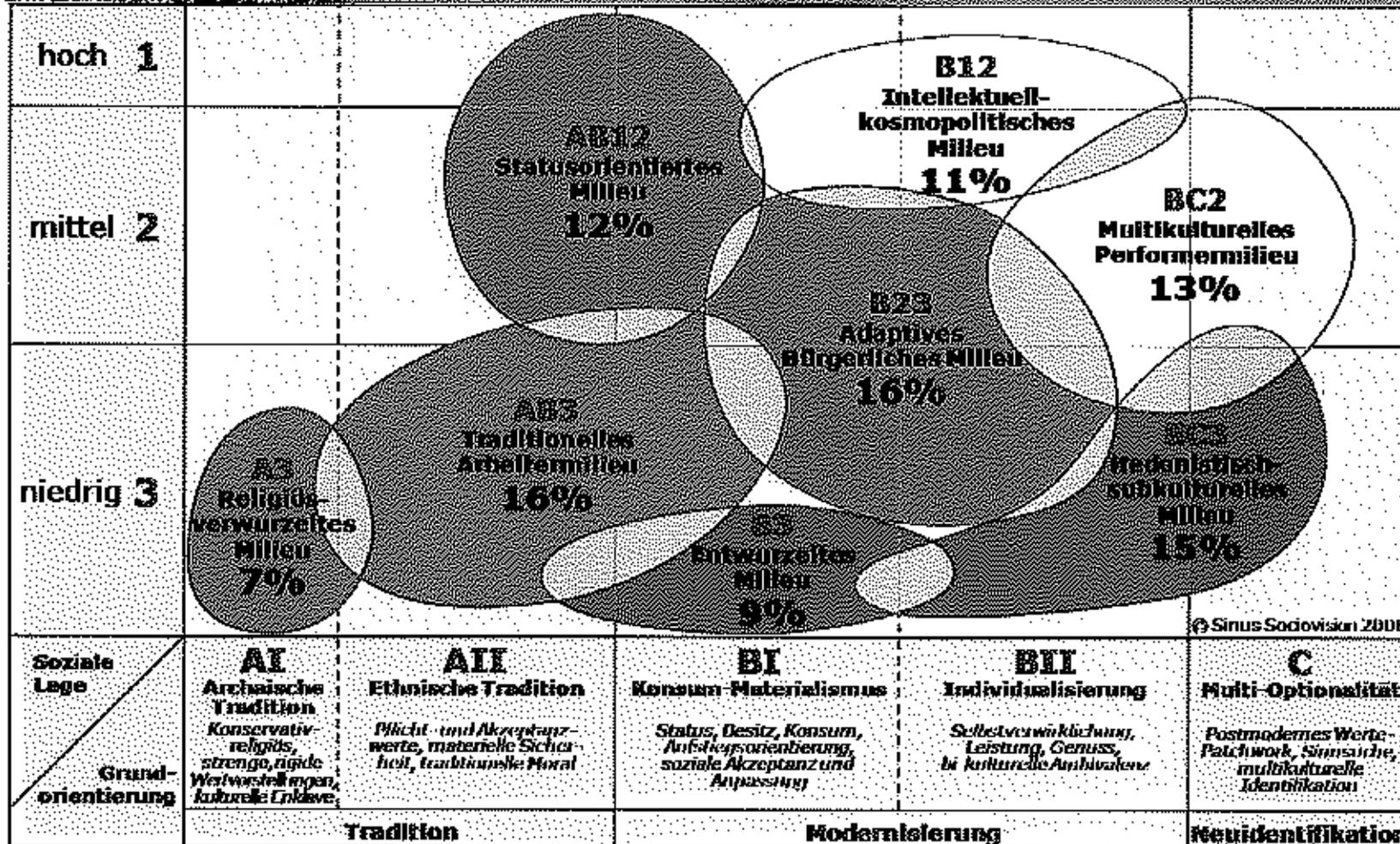
Mann repräsentiert die Familie nach außen

Jungfräulichkeit als Grundvoraussetzung für die Eheschließung

DT	TiD	Tü
5 %	48 %	68 %
57 %	30 %	16 %
51 %	89 %	98 %
9 %	32 %	52 %
15 %	41 %	62 %
6 %	48 %	72 %



Migranten-Milieus SINUS SOCIOVISION

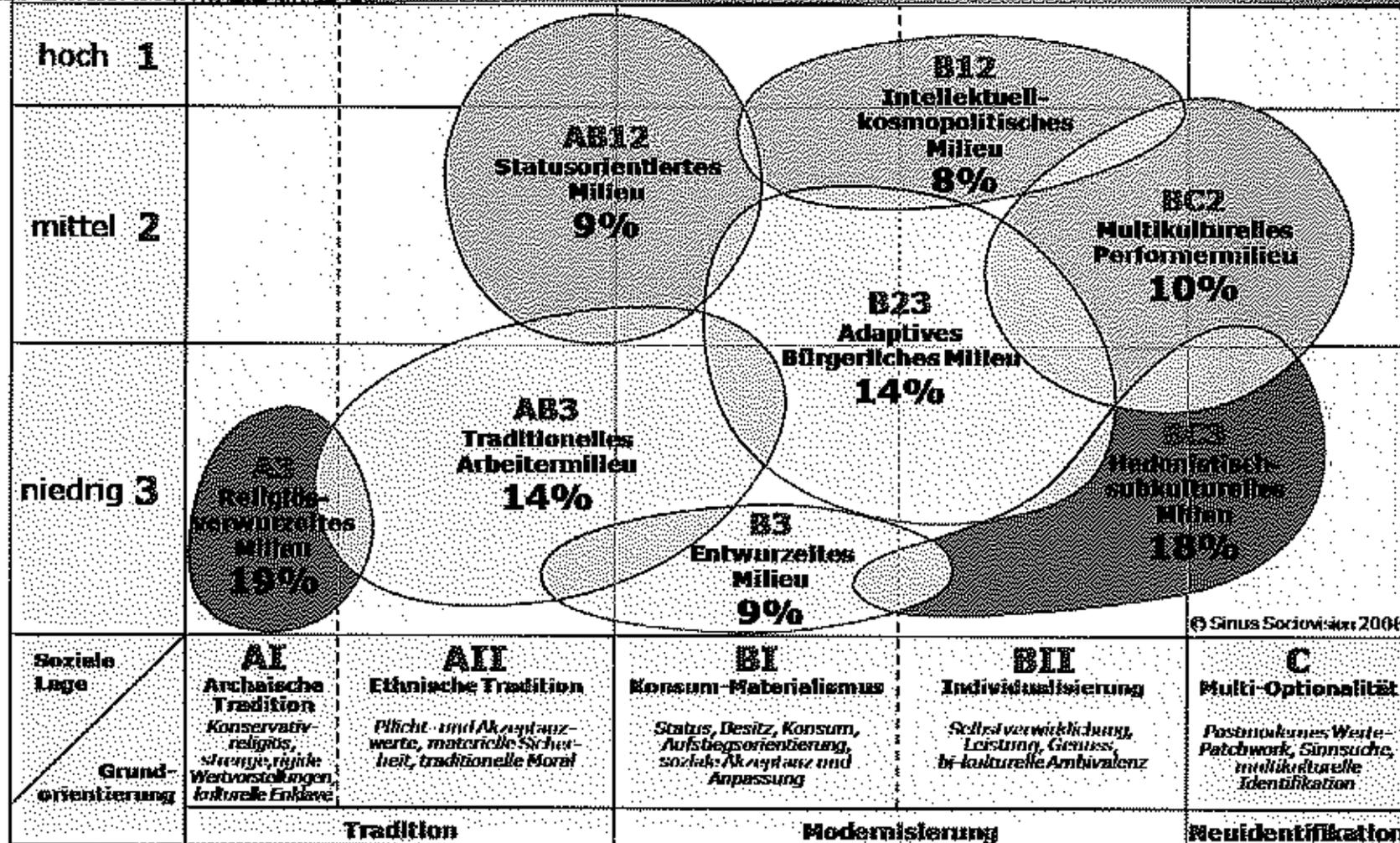


© Sinus Sociovision 2008





CHARITÉ CAMPUS MITTE
 Charité – Universitätsmedizin Berlin
 Klinik für Psychiatrie
**Türkischstämmige Migranten bilden
 keine homogene Gruppe –
 SINUS SOCIOVISION**



Basis: Migrationshintergrund Türkei (19%)

Überrepräsentierte Milieus
 Unterrepräsentierte Milieus

(Presseinformation. vhw-Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V., 2009)



Rollenbilder in Migranten-Milieus

- In dem überwiegenden Teil der Migranten-Milieus herrschen traditionelle Rollenbilder vor
- Milieus, in denen Gleichberechtigung als gesellschaftlicher Wert Fuss gefasst hat, decken sich teilweise mit denen der deutschen Gesellschaft
- Hier handelt es sich um gut ausgebildete Migrantinnen und Migranten



Rollenbilder in Migranten-Milieus

A3 Religiös-verwurzeltes Milieu (19 %)

- Archaisch, bäuerlich geprägtes Milieu, verhaftet in den sozialen und religiösen Traditionen der Herkunftsregion
- Traditionell patriarchalische Rollen- und Aufgabenteilung
- Ungebrochene Identifikation mit den klassischen Geschlechterstereotypen

Rollenbild männlich:

- * Ernährer und Beschützer seiner Familie
- * Führt seine Familie, vertritt sie nach außen und kümmert sich um den guten Ruf
- * Gradlinig, aufrichtig, ehrenvoll und tapfer
- * Arbeitet bis zum „Umfallen“ für seine Familie
- * Erfüllt seine religiösen Pflichten und vermittelt seinen Kindern die richtigen Werte



Rollenbilder in Migranten-Milieus

A3 Religiös-verwurzeltes Milieu (19 %)

Rollenbild weiblich

- Verrichtet zuverlässig alle häuslichen Tätigkeiten
- Ordnet sich unter und ist immer für ihren Mann und vor allem für ihre Kinder da
- Ist bescheiden, fleißig, treu und pflichtbewusst
- Mütterlich, warmherzig und respektvoll
- Achtet auf die Einhaltung der moralischen und religiösen Gebote in der Familie



Rollenbilder in Migranten-Milieus

A 23 Traditionelles Gastarbeitermilieu (14 %)

- Traditionelle Arbeitsmigranten, die den Traum einer Rückkehr in die Heimat aufgegeben haben
- Traditionelle Vorstellung von der männlichen und weiblichen Rolle:
Eine Frau findet ihre Erfüllung in erster Linie in der Familie und sucht im Mann jemanden, den sie respektieren kann

Rollenbild männlich:

- » Ernährer der Familie, die Frau darf dazu verdienen
- » Muss hart arbeiten, zielstrebig sein und für seine Familie sorgen können
- » Zuständig für „äußere“ Angelegenheiten der Familie und fürs Technische und Handwerkliche
- » Dominant und gibt den Ton an, wenn er seine Familie beschützt darf er auch mal grob sein
- » Darf gelegentlich über die Strenge hauen, wenn er seiner Familie gegenüber ehrlich und solidarisch ist



Rollenbilder in Migranten-Milieus

A 23 Traditionelles Gastarbeitermilieu (14 %)

Rollenbild weiblich:

- Kümmert sich um den Haushalt und die Kinder
- Menschlich, klug, intuitiv und klug, deshalb zuständig für innere Harmonie in der Familie
- Sauber, fleißig, ordentlich, gut organisiert und verantwortungsbewusst
- Geduldig, hilfsbereit, opfernd, verständnisvoll, gibt Liebe und Geborgenheit
- Darf ihren Mann gelegentlich zu Hilfstätigkeiten im Haushalt verpflichten



Rollenbilder in Migranten-Milieus

B3 Entwurzeltes Flüchtlingsmilieu (9 %)

- Sozial und kulturell entwurzeltes (traumatisiertes) Flüchtlingsmilieu – stark materialistisch geprägt
- Überforderung durch den fortgeschrittenen Rollenwandel in Deutschland, Verteidigung der alten Rollenklischees:
- Der Mann ist Herr im Haus, die Frau hat sich unterzuordnen (und tut das in aller Regel auch)

Rollenbild männlich:

- arbeitet und bringt Geld nach Hause
- ist ein harter Bursche, stark und unverwundlich, kein Stubenhocker
- ist ein Vorbild für die Kinder und sorgt zu Hause für Ordnung und Disziplin
- ist das Oberhaupt der Familie, repräsentiert sie nach außen und verschafft ihr Respekt
- verbringt viel Zeit in Männerrunden, trinkt Bier und interessiert sich für Autos und Fußball



Rollenbilder in Migranten-Milieus

B3 Entwurzeltes Flüchtlingsmilieu (9 %)

Rollenbild weiblich:

- hält Haus, Familie und Kinder zusammen
- ist Ehefrau, Mutter, Geliebte, Geldanlage
- ist ordentlich, sauber, ausdauernd, fürsorglich und gut organisiert
- ist treu, ordnet sich unter und stellt das Essen auf den Tisch, wenn der Mann nach Hause kommt
- interessiert sich für Schönheit, Mode, Klatsch und Tratsch



Rollenbilder in Migranten-Milieus

Sinus BC3 Hedonistisch- subkulturelles Milieu (18 %)

- Die unangepasste zweite Generation mit **defizitärer Identität und Perspektive**, die Spaß haben will und sich den Erwartungen der Mehrheitsgesellschaft verweigert
- Starke Rollenkonflikte: **Stilisierung überkommener Geschlechtersymbolik im Widerstreit mit Freiheits- und Entpflichtungssehnsüchten**; konfligierende Rollenzuschreibungen und Bedürfnisse von Frauen und Männern

Rollenbild männlich:

- ist stark, hart, selbstbewusst, ohne Komplexe und genießt Respekt
- ist Versorger und Beschützer der Familie, verdient das Geld und gibt seiner Frau Sicherheit und Geborgenheit
- ist zielstrebig, erfolgreich, risikobereit und mutig
- ist faul, aggressiv, gewalttätig und untreu
- ist naiv, kindisch, hilfsbedürftig, abhängig von Anerkennung, braucht eine "Mama"
- ist ein fairer Partner, ein guter Vater, ist offen und ehrlich, liebesfähig und verständnisvoll



Rollenbilder in Migranten-Milieus

Sinus BC3 Hedonistisch- subkulturelles Milieu (18 %)

Rollenbild weiblich:

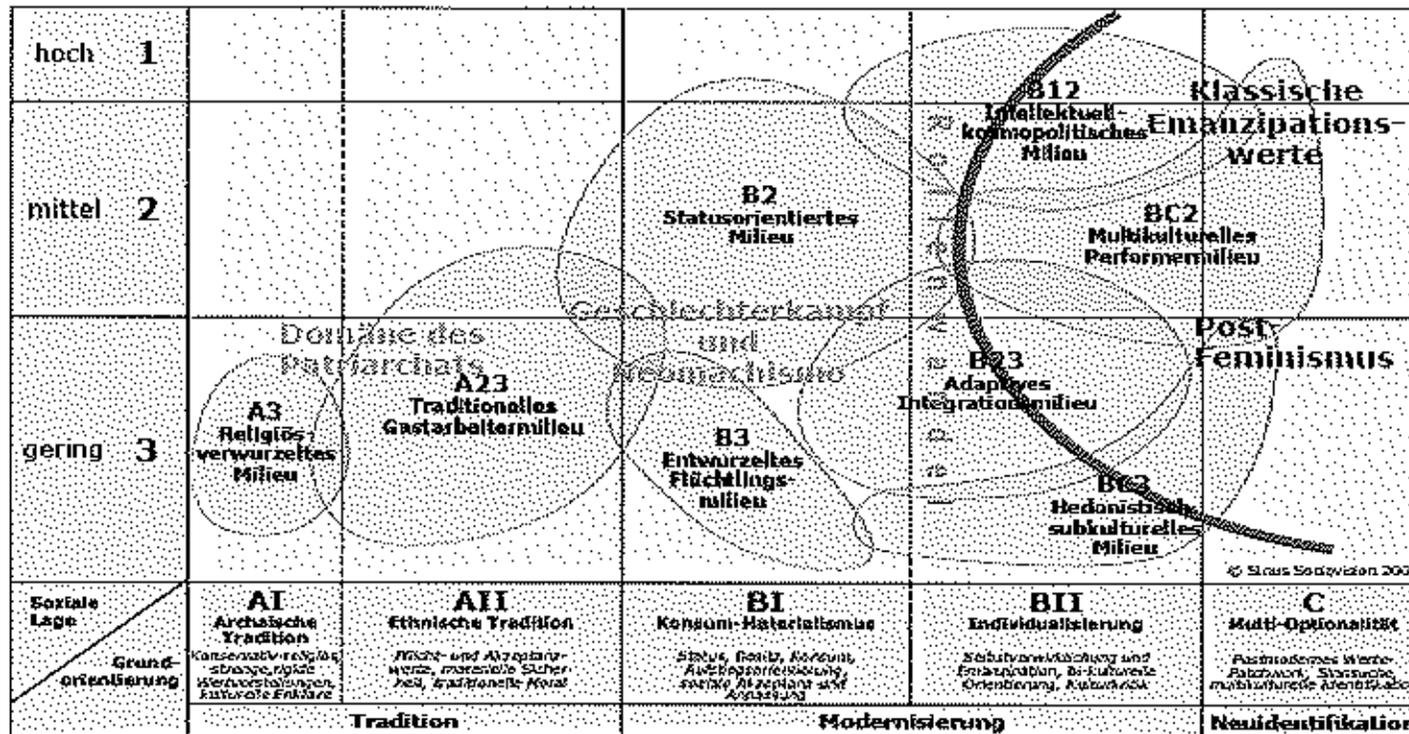
- ist weich, sensibel, gefühls- und verständnisvoll, gibt Wärme, Liebe und Geborgenheit
- ist Hausfrau und Mutter, kümmert sich um die Kinder, ist fleißig, sozial kompetent und kommunikativ
- ist berufstätig, selbstständig und selbstbewusst, kann gut organisieren und mehrere Dinge auf einmal tun
- ist schutzbedürftig, hektisch und leicht beeinflussbar, ist eifersüchtig und nervend
- kleidet und verhält sich weiblich, ist sexy, hat eine schöne Stimme und lange Haare
- ist emanzipiert, wehrt sich gegen patriarchalische Zumutungen.



- **SINUS Sociovision hat einen sog. „Wendekreis der Gleichstellung“ herausgearbeitet, der die Grenze der Geschlechter-Gleichstellungsakzeptanz zwischen den Milieus darstellt**
- **Abgleich der hier identifizierten Milieus mit der Darstellung der Herkunftsethnien:**
Migrantinnen und Migranten 2. Generation aus der Türkei, Ex-Jugoslawien und aus südeuropäischen Ländern haben Gleichstellung für sich adaptiert



Die Migranten-Milieus in Deutschland 2007
 "Wendekreis der Gleichstellung"





KiGGs: Überblick über Kennzahlen und Charakteristika

- Mai 2003 – Mai 2006
- 17.641 Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 0 und 17 Jahren, davon 4.478 mit Migrationshintergrund: 25,4 %
- 167 Untersuchungsorte
- Zufallsauswahl aus dem Einwohnermelderegister



Vergleich von Migranten und Nicht-Migranten nach soziodemografischen Merkmalen

	Grad der Integration			Soziale Schicht n. Winkler (D2003)		
	hoch %	mittel %	gering %	Niedriger Sozialstatus %	Mittlerer Sozialstatus %	Hoher Sozialstatus %
Gesamt						
Migrationshintergrund						
ohne				22,1	47,6	30,2
einseitig	78,3	8,6	13,1	27,0	42,6	30,4
beidseitig	56,3	19,3	24,5	53,7	36,3	10,0
Herkunftsland						
Deutschland				22,1	47,6	30,2
Türkei	55,0	22,4	22,7	70,7	24,9	4,4
Ehem. SU-Staaten*	62,8	18,5	18,6	48,2	42,3	9,5
Polen	79,6	9,9	10,5	30,1	53,5	16,3
Mittel- und Südeuropa	66,4	12,5	21,1	40,1	44,1	15,7
Westeuropa, USA, Kanada	82,1	7,9	10,0	16,0	39,5	44,4
Arabisch-islamische Länder	37,5	18,2	44,3	44,4	36,5	19,2
Restwelt	59,1	16,3	24,6	35,5	37,4	27,1



- Verschiedene Studien konnten ein höheres Risiko für das Vorliegen psychischer Beschwerden wie Depression, Ängstlichkeit oder ein erhöhtes Suizidrisiko bei Menschen mit Migrationshintergrund aufzeigen.

(Jerusalem, 1992; Hovey & Magaña, 2000; Merbach et al. 2008)



Suizidraten unter Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland im Allgemeinen niedriger als bei Einheimischen

Niedrigen Raten können jedoch auch daran liegen, dass die Statistiken zu Suizid sich nur auf die Menschen mit ausländischer Nationalität beziehen

(Razum et al. 1998; Razum et al. 2000; Razum & Swamy, 2001, Razum & Zeeb, 2004)



Suizidalität bei Menschen mit türkischem Migrationshintergrund

Analyse der Todesursachenstatistik 1980-1997

Suizidraten niedriger als bei Deutschen
(Relatives Risiko: 0,3)

Rate bei jungen türkischen Frauen fast doppelt so hoch wie
bei gleichaltrigen einheimischen Frauen
(Relatives Risiko: 1,8)

(Razum & Zeeb, 2004)



Suizidalität bei Menschen mit türkischem Migrationshintergrund

Suizidversuche in der Akutpsychiatrie (32,2% türkische Migranten)

Erhöhtes Risiko um den Faktor 3,02 wenn

- Migrantenstatus,
- niedriges Alter und
- weibliches Geschlecht
gleichzeitig vorlagen

(Grube, 2004)

Suizidversuche von türkischen Migranten in der Notfallstation

Gruppe mit höchstem Risiko:

- Zweite Generation, davon
- 75,6% Frauen, Durchschnittsalter: 22,6 Jahr

(Yilmaz & Riecher-Rössler, 2008)



Suizidalität bei Menschen mit türkischem Migrationshintergrund

Türkische Migranten (Alter 16-24) haben signifikant
mehr Suizidgedanken (38,1%)

- ❖ im Vergleich zu niederländischen Altersgenossen (17,9%)
- ❖ im Vergleich zu marokkanischen Altersgenossen (12,8%)

→ Rate der türkischen Mädchen und Frauen: 45,5%

(van Bergen et al., 2008)



CHARITÉ CAMPUS MITTE
Charité – Universitätsmedizin Berlin
Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie



Suizidraten und Suizidprävention bei Berliner Frauen mit türkischem Migrationshintergrund

vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert

Psychiatrische Universitätsklinik der Charité im St. Hedwig-Krankenhaus
Große Hamburger Straße 5 – 11
10115 Berlin

in Kooperation mit

Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf (Prof. Dr. med. Uwe Koch)

Berliner Bündnis gegen Depression e.V.

Berliner Krisendienst Region Berlin-Mitte

Projektleitung: Prof. Dr. med. Andreas Heinz

Studienleitung: Dr. med. Meryam Schouler-Ocak

Schirmherren: Prof. Dr. med. Jürgen Zöllner, Dr. med. Frank Ulrich Montgomery



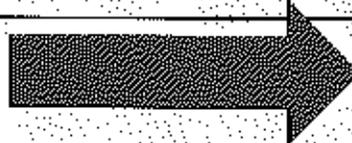
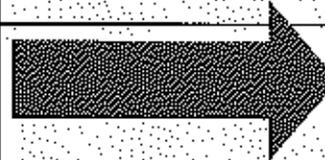
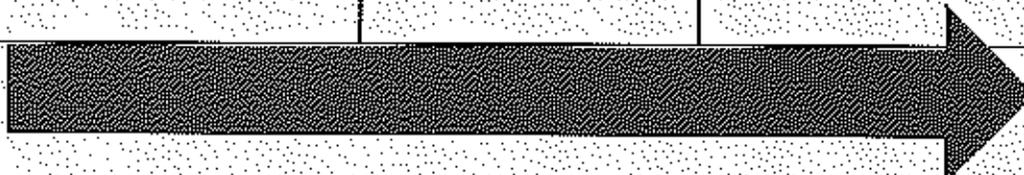
Ziel der Studie

Senkung der

- Inzidenz von Suiziden und
- Suizidversuchen bei Berliner Frauen mit türkischem Migrationshintergrund über eine primärpräventive Intervention



Zeitlicher Ablauf

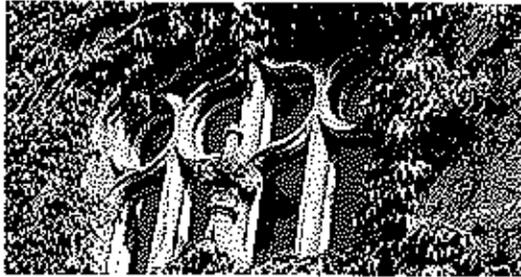
	2009		2011
	Monat 1-6	Monat 7-12/18	Monat 13-36
Entwicklung: Fokusgruppen			
Durchführung: Medienkampagne, Hotline, Multiplikatoren-schulung			
Evaluation: 1) Erfassung Suizidraten 2) Erfassung der Suizidversuchsraten 3) Epidem. Befragung			



Fokusgruppen: Gesprächsleitfaden (gestellte Fragen)

1. Wie könnte sich eine psychische Krise bei einer Frau mit türkischem Migrationshintergrund typischerweise äußern?
2. Was könnte so schwerwiegend sein, dass eine türkische Frau oder ein türkisches Mädchen sich das Leben nehmen möchte?
3. Wie könnte sich eine solche Krise bei türkischen Frauen auf ihr Leben auswirken?
4. Wohin bzw. an wen kann sich eine Frau wenden, wenn sie in einer Krise ist? Was sind die Zugangsbarrieren?





CHARITÉ CAMPUS MITTE
Charité - Universitätsmedizin Berlin
Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie



Hintergründe Junge Frauen

- **Verbote/Einschränkungen**
- **Verhältnis zu Eltern: manche Themen können nicht angesprochen werden**
- **Keine Entscheidungsfreiheit**
- **Druck von der Familie oder Gewalt, Zwangsverheiratung**
- **Familiengebundenheit, Marionette der Familie sein**
- **Identitätsprobleme, Zwischen zwei Kulturen sein**





Hintergründe Heiratsmigrantinnen

- Erwartungen und Träume werden nicht erfüllt
- Heimweh
- Sprachprobleme
- Anpassungsprobleme an deutsche Gesellschaft und Familie des Mannes
- Keine Wertschätzung von der Familie des Mannes
- Unterdrückung: „Dienstmädchen“ der Schwiegerfamilie sein
- Lebensstil der Heimat kann nicht vermittelt werden
- Frustration, da sie ihren Kindern nicht geben konnten was sie wollten



GÜLÜMSEMENİ ANA GİRİ VERECEĞİZ!
WIR GEBEN DIR DEIN LACHEN ZURÜCK!



Zugangsbarrieren

Wohin bzw. an wen kann sich eine Frau wenden,
wenn sie in einer Krise ist?

- **Suizid ist ein Tabuthema**
- **Angst, dass es jemand erfährt**
- **Jeder kennt jeden**



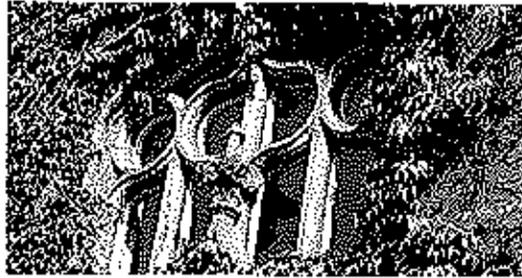
GÜLÜMSEMENİ ANA GERİ VERECEĞİZ!
WIR GEBEN DIR DEIN LACHEN ZURÜCK!



Zugangsbarrieren

- Fehlende Information über Hilfseinrichtungen
- Zu wenig Angebote in türkischer Sprache
- Stigmatisierung von (psychisch) Kranken
- Geheimhaltung: **Verbergen von Hilfesucheverhalten**
Bedürfnis, anonym zu bleiben
Frauen gehen eher zum Hausarzt
- Abblocken von Hilfsangeboten: „Probleme werden in der Familie gelöst“.
- Durch Diskriminierung: Misstrauen gegenüber deutschen Hilfseinrichtungen





CHARITÉ CAMPUS MITTE
Charité - Universitätsmedizin Berlin
Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie



Interventionen: Inhalte der Gesundheitskampagne

1. Medienintervention

In lokalen türkischen Medien (Tageszeitungen, Radio, Berliner Fenster, Plakate) werden regelmäßig Beiträge zu den Themen Konflikte, Krisen, Depression, Suizidalität und Hilfsangebote in Berlin durchgeführt.

Beginn: 22. Juni 2010





CHARITÉ CAMPUS MITTE
Charité – Universitätsmedizin Berlin
Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie



Interventionen: Inhalte der Gesundheitskampagne

2. Multiplikatorenschulungen

Multiplikatoren, also Personen, die im regelmäßigem professionellen Kontakt mit der Zielgruppe arbeiten, werden in interaktiven Workshops qualifiziert.





CHARITÉ CAMPUS MITTE
Charité – Universitätsmedizin Berlin
Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie



Interventionen: Inhalte der Gesundheitskampagne

3. Telefonhotline

Einführung einer deutsch-türkischen Krisenhotline, an die sich Menschen in Krisensituationen wenden können.

Montags-Freitags 9-16h

(Beginn: 22. Juni 2010 für 9 Monate)

In Kooperation mit dem Berliner Krisendienst, Region Mitte



HAYATINA DEĞİL SUSKUNLUĞUNA SON VER

BEENDE DEIN SCHWEIGEN, NICHT DEIN LEBEN

Çaresizsin, konuşmak istiyorsun,
yardıma mı ihtiyacın var? Kız arkadaşın için
endişeleniyor musun? O zaman bizi aral

Du bist verunsichert und brauchst Hilfe?
Dumachst du Sorgen um eine Freundin? Dann ruf uns!

KRİZ TELEFONU/HOTLINE

01805-227707

Bize Kriz telefonu / Hotline aracıyla her gün 9 ile 16
saatleri arasında ulaşabilirsiniz. (Almanya kayıtlı sabit telefon
üzerinden, yerel ücret tarifesi uygulanmaktadır.)

Unsere deutschsprachige Hotline ist täglich von 9 bis 16 Uhr zu erreichen.
Eum Gutruf aus dem deutschen Festnetz.

www.audunstitut.de | www.krisetelefon.de

kolpa.com

www.
audunstitut.de

CHARITÉ

www.
bhf.de

Fritzka
Erich und Frieda von Pappe-Herr
Erich und Frieda von Pappe-Herr

24 Stunden Telefonberatung
www.krisetelefon.de

HAYATINA DEĞİL SUSKUNLUĞUNA SON VER

BEENDE DEIN SCHWEIGEN, NICHT DEIN LEBEN

Çaresizsin, konuşmak istiyorsun,
yardıma mı ihtiyacın var? Kız arkadaşın için
endişeleniyor musun? O zaman bizi ara!

Biz seni dinliyoruz ve seni destekliyoruz. Her zaman!
E-posta: info@suksunlugunasonva.de
Telefon: [+49 30 2277 07](tel:+4930227707)

KRİZ TELEFONU/HOTLINE

01805-227707

Bize Kriz telefonu / Hotline aracılığı ile her gün 9 ile 16
saatleri arasında ulaşabilirsiniz. (Almanya kayıtlı sabit telefon
tarifelerinden, yerel ücret tarifesi uygulanmaktadır.)

Her türlü dilde ve her yaşta danışmanlık için bizimle iletişime geçebilirsiniz.
E-posta: info@suksunlugunasonva.de

www.suksunlugunasonva.de : www.beende-dein-schweigen.de

Initiative



CIARITÉ



Partner

Städtische Jugendberufshilfe
Städtische Jugendberufshilfe
Städtische Jugendberufshilfe

Partnerin

Städtische Jugendberufshilfe

Städtische Jugendberufshilfe

HAYATINA
DEĞİL
SUSKUNLUGUNA
SON VER

BEENDE DEN SCHWEIGEN, NICHT DEN LEBEN

Çaresizsin, konuşmak istiyorsun,
yardıma mı ihtiyacın var?
Kız arkadaşın için endişeleniyor musun?
O zaman bizi ara!

TELEFON

01805-22 77 07

Hergün saat 8 ile 16 arası,
ücretsiz ve anonim
(adınızı verme zorunluluğu olmadan)

İstanbul



CHARITÉ



Partner
Bosnia Kızılderümleri Derneği MHP
Çocukları Darda Bırakan Çığırınca - UNF

MU Foundation İstanbul
Çocukları Darda Bırakan Çığırınca - UNF
Fiyahat - MHP - Kızılderümler - MHP



MAYATINA
DEĞİL
SUSKUNLUĞUNA
SON VER

BAŞKİM İZMİR KİTAPÇIĞI



01605-22 77 07

Çocukların en iyi arkadaşı
yaşamın her anında yanlarında
her zamanla beraberlerdir. www.bvg.com.tr

En iyi arkadaşın yanına gel ve her zaman
yanında ol. www.bvg.com.tr

BVG

Biz yardım ediyoruz ve nasıl yardımcı olacağımıza sadece sen karar veriyorsun?
Wir helfen und nur Du bestimmst wie!

Sen bizimle iletişime geçiyorsun.
Du rufst Kontakt zu uns auf.

Biz seni dinliyoruz ve sana yönelik yardım önerimizi yapıyoruz.
Wir hören Dir zu, bieten Dir Hilfe an.

Nasıl devam edeceğimizin kararını sen veriyorsun!
Du bestimmst, wie es weiter geht!

Biz senin için buradayız.
Wir sind für Dich da.

BEENDE DEIN SCHWEIGEN, NICHT DEIN LEBEN

Senin için buradayız, biz senin için buradayız!
Wir sind für Dich da, wenn Du uns brauchst!

HAYATINA DEĞİL,
SUSKUNLUĞUNA SON VER!

Bizim Hakkımızda

Biz, SpMig-Team'ın (Türkiye kökenli göçmen bayarlara yönelik İntihar önleme İnşyatifi / girişimi) ve Charité bünyesinde „Göçmenlere yönelik ve Sağlık Destekleme Hizmetleri Araştırma Grubunun“ elemanlarıyız. Araştırma alanlarımız göçmen kökenli insanların hayat şartları, problemleri ve ruhsal yada fiziksel sıkıntıları üzerine olmaktadır.

www.suskunlugunasonu.de

Über uns

Wir sind das SpMig-Team (Suizidpräventionsinitiative für Frauen mit türkischem Migrationshintergrund) und Mitarbeiterinnen der Arbeitsgruppe Migrations- und Versorgungsforschung der Charité. Wir befassen uns mit der Lebenssituation, den Problemen und sozialen sowie körperlichen Beschwerden von Menschen mit Migrationshintergrund in Berlin.

www.beende-dein-schweigen.de

SpMig

Arbeitsgruppe Migration und Versorgungsforschung

Dr. Merjam Schöler-Denk

Psychiatrische Universitätsklinik der Charité am St. Hedwig-Krankenhaus
Große Hamburger Str. 5-11

10115 Berlin

Charité

Berliner Bündnis gegen Depression e.V.

Berliner Kindertages, Fagion NINA

Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

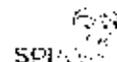
Prevention der Selbsttötung

PREVENTION

Berliner Arbeitskreis

Papaziti

SPMIG



KRİZ TELEFONU/ROTLINE

01805 - 227707

KRİZ TELEFONU/HOTLINE

01805 - 22



CHARITÉ CAMPUS MITTE
Charité – Universitätsmedizin Berlin
Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie

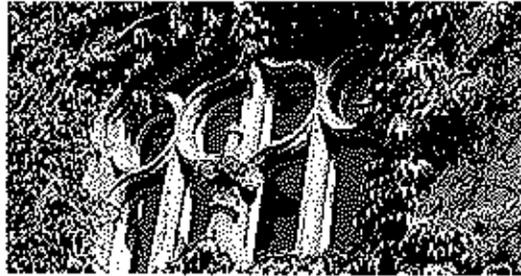


Homepage

www.beende-dein-schweigen.de

www.suskunlugunasonver.de





Schlussfolgerungen:

Integrationsfördernd u.a.: (keine Einbahnstrasse)

- Aufklärung und Informationsvermittlung über verschiedene Ebenen:
Funk und Fernsehen, Printmedien, Einsatz von Mediatoren und Multiplikatoren,
Lotsen, Paten, Schlüsselpersonen – z. B. in Multiplikatorenschulungen
- Eine andere Berichterstattung, Positives hervorhebend, weniger negative Seiten
fokussiert
- Keine Hochstilisierung von Stereotypen: Differenzierung
- Sensibilisierung – keine Stigmatisierung
- Gute Durchmischung in allen Bereichen; Quoteneinführung, bereits in den Kitas
- Keine fortlaufenden Projekte
- Interkulturelle Kompetenz und interkulturelle Öffnung in allen Bereichen
- Integrationsbeauftragte
- Systematischer Einsatz von Sprach- und Kulturmittlern z. B. im Gesundheitswesen
- Integrativer Ansatz der Angebote

„MEINE ROSE“ –
Türken können
auch sehr deutsch
sein. Auf Türkisch

nacht einen Filmpreis so bedeutend? Werner Schifflauer, Professor an der Viadrina in Frankfurt an der Oder und Türkei-Experte, glaubt, dass die kulturelle Symbolik von der deutschen Mehrheitsgesellschaft und von der politischen Elite stark unterschätzt wird. „Wir machen uns keinen Begriff davon, wie stark bei den in Deutschland lebenden Türken der Wunsch nach Anerkennung ist. Wir Deutschen sind da viel zu nüchtern. Ein Satz des Bundeskanzlers oder eines anderen Spitzenpolitikers auf Türkisch an die Immigranten – das hätte eine ungeheure Wirkung.“ Für George W. Bush gehört es längst zur Routine, Radio-Ansprachen auf Spanisch zu halten, und die traditionell eher den Demokraten verpflichtete Latino-Wählerschaft dankt es ihm.

Immerhin hat Schröder auf seiner Türkei-Reise einen Anfang gemacht und Akins Erfolg in Gegenwart des türkischen Premiers Erdoğan beim Empfang des deutsch-türkischen Unternehmensforums erwähnt. Erdoğan wirkte ziemlich verstreut. Man konnte nicht recht erkennen, was er in dem Moment dachte. Er stammt aus dem islamistischen Lager, und immerhin zeigt *Gegen die Wand* eine provozierend freizügige Tückerin. Dem deutschen Kanzler schien der kulturelle Abgrund zwischen Regisseur Akin und dem Ministerpräsidenten Erdoğan nicht bewusst zu sein. Er freute sich einfach darüber, dass da in Deutschland eine kulturelle Brücke entstanden ist. Und bei der Einweihung eines Kohlekraftwerks im süd-türkischen Ada-



Prozent arbeitslos sind, dürsten nach Erfolgsgeschichten. Murto, der selbst in Kleinberg aufgewachsen ist und sich über die Hauptschule bis zum Diplomingenieur hochgearbeitet hat, ist fern davon, Probleme zu verharmlosen. „Wir müssen aber anfangen, uns selbst als tüchtig, unternehmungslustig und risikofreudig zu sehen und nicht nur als Klienten der Sozialsysteme.“

Türken siegen für Deutschland, lauter die Parole. Siegen für Deutschland ist allerdings oft eine komplexe Angelegenheit voller merkwürdiger Ironien: Der Boxer Urkal wollte eigentlich für die Türkei antreten, wurde aber von seinem Heimatland zurückgewiesen. Heute sagt Urkal: „Gott sei Dank haben mich die Deutschen akzeptiert, und ich danke ihnen mit Leistung. In den letzten 15 Jahren hat keiner so viele Medaillen für Deutschland geholt wie ich.“

Wer den dramatischen Selbstbild-Wandel versuchen will, der hier und heute vor sich geht, muss sich an frühere Wellen der Turkophilie in der deutschen Öffentlichkeit erinnern. Vor fast zwanzig Jahren gab es schon einmal eine Welle der Aufmerksamkeit für die hier lebenden Türken. 1985 kamen Ginter Waltraffs Undercover-Reportagen als *Türke Ali* heraus (*Ganz unten*). Die Türken, deren Schicksale damals die wohlmeinenden Deutschen bewegten, waren Opfer. Die Politik sah sie entsprechend als Objekte von Integrationsmaßnahmen.

Wenn sich das Bild der türkischstämmigen Bevölkerung nun differenziert, lässt das hoffen. Vielleicht kommen wir endlich heraus aus den sterilen Alternativen von Assimilation oder Parallelgesellschaft, Leikultur oder Multikulturalismus. Es ist das utopische Versprechen der Kultur, dass sie erlaubt, „ohne Angst anders zu sein“. Im Medium der Kultur kann Besonderheit ohne Absonderung

nei
Gr
Tü
re
um
SP
zer
lag
fib
V
K
Ab
Zu
ma
gra
er
Sel
Ri
ho
50
sch
ein
das
der
dar
th
ner
Im
he
po
nic
gie
die
bei
sel
tra
hal
ist
Sel
un
Au
16
He

Familie und Gleichberechtigungsaspekte von Integration/Migration

Anhörung durch die Enquêtekommission
Migration und Integration in Hessen
28. Januar 2011

Dr. Maria Kontos
Institut für Sozialforschung an der J.W. Goethe Universität,
Frankfurt am Main

Besonderheiten der ökonomischen Lage der Familien mit Migrationshintergrund

- Stärker von Armut betroffen
 - Starke Präsenz im Niedriglohnsektor
 - Hohe Arbeitslosenquote
 - Hoher Anteil an SGB II-BezieherInnen

Belastungen aufgrund rechtlicher Rahmenbedingungen

- Wartezeiten für
Familienzusammenführung
- Unsicherheit des Aufenthalts und der
Lebensplanung
- Abhängiger Aufenthaltsstatus für
HeiratsmigrantInnen
- Stigmatisierung binationaler Familien

Migrationsspezifische Besonderheiten

- Familien unter besonderen migrationsspezifischen Bedingungen
 - Familien von HeiratsmigrantInnen
 - Binationale Familien
 - “Unsichtbare Familien”
 - Transnationale Familien von Migrantinnen in der häuslichen Pflege
 - Familien von irregulären MigrantInnen

Individualisierungsprozesse in der modernen Gesellschaft und die Familien mit Migrationshintergrund

- Der Anteil an “neuen” und “alten”
Lebensformen in der Population mit
Migrationshintergrund unterscheidet sich
nicht erheblich von dem Anteil derjenigen
ohne Migrationshintergrund
 - Alleinerziehende
 - Mehrgenerationen-Haushalte

Lebenssituation der alten MigrantInnen

- Pendeln als Lebensform der gesunden Alten
- Die Situation der pflegebedürftigen alten MigrantInnen
 - Unerfüllbarkeit der kulturell kodierten Erwartung der Pflege von und in der Familie
 - Bei den Familien: Fehlendes Wissen über die Möglichkeiten der Pflegeversicherung und der Pflegedienste
 - Fehlende Anpassung der Pflegeinstitutionen an die Bedürfnisse der alten MigrantInnen
 - Fehlen geeigneten Pflegepersonals aus den Reihen der MigrantInnen

Migrationsspezifische Grundlagen innerfamiliärer Dynamiken

- Das Migrationsprojekt der ersten Generation
- Die intergenerationale Transmission des Migrationsprojekts als familiärer Auftrag
 - Übernahme
 - Modifizierung
 - Bedeutung für die adoleszente Ablösung der jungen Generation

Kulturell und religiös geprägte Strukturen und ihre ambivalente Bedeutung für die Integration

- Interpretation von Kultur als Hindernis der Integration, insbesondere der Mädchen und Frauen
- Ethnisch-religiöse Strukturen können identitätsstiftend und stärkend im Sinne des Empowerments wirken

Aspekte der Bildungs- und Arbeitssituation von Frauen und Mädchen mit Migrationshintergrund

- Mädchen mit Migrationshintergrund erreichen höherwertige Bildungsabschlüsse als Jungen
- Dennoch sind sie im Dualen System unterrepräsentiert
- Frauen mit Migrationshintergrund sind sehr stark in geringfügigen Beschäftigungen konzentriert
- Heiratsmigrantinnen mit im Ausland erworbenen Qualifikationen finden selten eine qualifikationsadäquate Beschäftigung.

Kultur, Religion und Gleichberechtigung

- Emanzipationspotentiale der Migration
 - Dennoch traditionelle Geschlechterrollen in der Erziehung
- Dialektik der Familienorientierung und die Bildungs- und Erwerbsbeteiligungsorientierung der Mädchen
- Religiöse Betätigung der jungen Musliminnen als Emanzipationsschritt und Selbstvergewisserung

Maßnahmen zur Stärkung der Familien und Förderung der Gleichberechtigung

- Bedarf an Informierung, Beratung und Orientierung
- Bedarf an spezieller Beratung für im Ausland qualifizierte Migrantinnen
- Nutzung erfolgreicher Konzepte der Arbeitsmarktintegration: Empowerment und individuelle Förderungskonzepte
- Männer- und Väterarbeit
- Bedarf an Gegenstandspunkte zur desintegrierenden Wirkungen der öffentlichen Integrationsdebatte
- Anpassung der Pflegeinfrastrukturen an die Bedürfnisse der alten Migrantinnen und Migranten
- Berücksichtigung der “unsichtbaren” Familien:
 - die transnationale Familie der in der häuslichen Pflege beschäftigten Migrantinnen und
 - die Familien der irregulären Migranten und Migrantinnen

Familien- und Gleichberechtigungsaspekte bei der Integration von Familien mit Migrationshintergrund

Anhörung 28. Januar 2011

Familien mit Migrationshintergrund

- Drei Vorschläge, die die Integration von Familien unterstützen oder helfen Schaden von ihnen abwenden

Familien mit Migrationshintergrund

1. Wir brauchen umfassendere und differenziertere kulturelle und ethnologische Informationen betreffend der Herkunftsländer von Migranten in Deutschland verbunden mit Ergebnissen aus Millieustudien für alle Bereiche der Beratung, Pädagogik und Pflege.

Familien mit Migrationshintergrund

2. Wir brauchen mehr niedrigschwellige Angebote für Frauen aus bildungsfernen Familien.

Familien mit Migrationshintergrund

3. Wir brauchen Gesetzesinitiativen, um Familien vor Überschuldung zu schützen

Familien mit Migrationshintergrund

- Informationen erfolgen
 - in partnerschaftlichem Austausch (z. B. nach Paolo Freire) mit den Betroffenen
oder/und
 - durch Weiterbildung und Fortbildung
 - durch Einbindung in Studien- und Lehrpläne
 - durch Einbindung in die praxisbegleitenden Ausbildungen

Familien mit Migrationshintergrund

- niedrigschwellige Bildungsangebote für Frauen
 - bereits bestehende verpflichtende Sprachkurse ausbauen
 - die Inhalte der Sprachkurse alltagsbezogen und kulturell informierend ausweiten
 - Themen wie verfassungsrechtliche Ordnung, Trennung von Kirche und Staat, Gewalt, Hygiene, Schulbildung, Berufsbildung, Gleichberechtigung usw.

Familien mit Migrationshintergrund

- Kontakte zwischen deutschen Frauen und Frauen mit Migrationshintergrund
- Übernahme von Unterricht durch fachkundige deutsche Frauen
- Ausbau von Begegnungsmöglichkeiten in Kulturhäusern usw.
- Ausbau von Bewohner-Beratungszentren
- Streetworker

Familien mit Migrationshintergrund

- Mündliche heimatssprachliche
Unterrichtung über die zusätzlichen
finanziellen und sozialen Verpflichtungen
z. B. bei Haus- und Wohnungskauf und
der Gewerbebeanmeldung bei Notaren und
Gewerbeämtern.